V. Abschnitt.

Aus der Geschichte.

Die Egypter.

1. Land und Leute.

Die älteste Geschichte des Menschengeschlechts enthält die Bibel. Sie erzählt uns indessen aus dieser hauptsächlich nur die Geschichte des israelitischen Volkes, weil diesem sich Gott auf eine besondere Weise offenbarte. Gelegentlich erwähnt sie aber auch anderer Völker, mit welchen es vielfach in Berührung kam. Von diesen Völkern soll jetzt das merkwürdigste mitgetheilt werden.

Die Egypter, unter denen die Israeliten so lange lebten, bewohnten ein nicht sehr grosses, im nordöstlichen Theile von Afrika gelegenes Land. In demselben regnet und thaut es fast nie; es würde deshalb ein ganz unfruchtbares Land sein, wenn es nicht von Süden nach Norden der Länge nach von einem recht wunderbaren Flusse, dem Nil, durchflossen würde. Zu der Zeit, wo alle anderen Flüsse das meiste Wasser haben, vom December bis Mai, fliesst er mit einer mässigen Wassermenge ruhig und langsam in seinem Bette daher. Dann fängt er, angeschwellt von den anhaltenden Regengüssen in Aethiopien, an zu steigen. Im August tritt er endlich aus seinen Ufern und überschwemmt das ganze Land. Bis zum October gleicht dann Egypten einem grossen See, aus welchem die Städte wie Inseln hervorragen, und auf welchem

die Menschen zu Tausenden in Schiffen und Kähnen vergnügt umherschwimmen. Freude herrscht dann im Lande. Denn wo der Nil gestanden hat, lässt er einen fetten Schlamm zurück, und der ohne alle Arbeit hineingeworfene Same lohnt reichhaltiger, als an anderen Orten bei dem sorgsamsten Ackerbau. Im December steht das Getreide schon hoch und blühet der Flachs; im Januar schlägt der Weinstock aus; im März beginnt und im April endet die Ernte. Mit seinem Ueberflusse kann es ganze Länder versorgen. Die Söhne Jakobs holten von hier ihr Getreide, und noch jetzt versorgt es Konstantinopel mit demselben, sowie es früher die Kornkammer Roms gewesen ist. Unter den Pflanzen Egyptens war auch die Byssus berühmt. Aus den feinen Fäden dieser Staude wurden die köstlichsten Zeuge bereitet. Noch berühmter war die Papyrusstaude, von welcher das Papier seinen Namen hat. Man löste nämlich die Haut dieser Pflanze ab, legte die einzelnen Fäden neben einander und begoss sie mit warmem Nilwasser. Dann legte man eine zweite Lage solcher Fäden quer über die erstere, presste sie zusammen, liess sie trocknen und glättete sie. So war das Papier fertig. Solches Papier benutzte man bis 1000 Jahre nach Christi Geburt; da erst kam allmählich unser heutiges Papier auf, welches aus zusammengestossener und in Brei verwandelter Leinwand u. a. verfertigt wird.

2. Die Bauten der Egypter.

Die Egypter wurden von Königen beherrscht, die man Pharaonen nannte. Das Volk lebte in streng von einander geschiedenen Ständen, die man Kasten heisst. Das Geschäft des Vaters ging immer erblich auf seine Kinder über. Die geehrteste Kaste war die der Priester, dann kam die der Krieger. Die Hirten bildeten den verachtetsten Stand. — Kein Volk hat der Nachwelt so riesenhafte Denkmäler seiner Baukunst hinterlassen, als die Egypter. Unter ihren Werken verdienen ausser den grossartigen Palästen, zu welchen die Israeliten seiner Zeit

auch Ziegelsteine machen mussten, vorzüglich folgende genannt zu werden.

1. Die Obelisken. Diese sind viereckige, oben spitz zulaufende Säulen und haben eine Höhe von 50 bis 180 Fuss. Sie bestehen nur aus einem einzigen Steine von dem härtesten, meist röthlichen Granit, sind auf das feinste polirt und haben auf ihren Seitenflächen hieroglyphische Bilder. Die alten Egypter hatten nämlich neben der Buchstabenschrift auch noch eine Bilderschrift, welche man Hieroglyphen nennt.

2. Die Pyramiden. Dies sind grosse, viereckige, inwendig aus vielen Gängen und Kammern bestehende Gebäude. Von einer breiten Grundfläche laufen sie nach oben immer schmaler zu und endigen in eine platte Decke. Sie sind aus Kalksteinen erbaut, die übereinander gelegt, bloss durch ihre Schwere zusammen halten. Die grösste Pyramide ist über 600 Fuss hoch und ruht auf einer Anhöhe von 200 Fuss. Hunderttausend Menschen haben zwanzig Jahre ununterbrochen daran gebaut. Wahrscheinlich dienten die Pyramiden zu Begräbnissplätzen der Könige.

3. Das Labyrinth. Es bestand aus 12 Palästen, sechs gegen Norden und sechs gegen Süden. In demselben waren 3000 Zimmer, 1500 über der Erde und eben so viele unter der Erde. Jetzt liegt es in Trümmern.

3. Die Religion der Egypter.

Sonderbar wie das Volk waren auch seine Götter und deren Verehrung. Da gab es fast kein Thier, das die Egypter nicht anbeteten. Die nützlichen Thiere verehrten sie aus Dankbarkeit, die schädlichen hingegen aus Furcht. Sie verehrten den storchartigen Vogel Ibis, weil er die im Nilschlamme ausgekrochenen Schlangen wegfrass. Das Krokodil verehrten sie aus Furcht, weil es ein gefährliches Raubthier und schwer zu erlegen ist. Der Feind dieses Thieres ist der Ichneumon, auch Pharaos-Ratte genannt. Dieser sucht die Krokodileier im Sande und verzehrt sie; sie verehrten ihn deshalb aus Dankbarkeit.

Einer ganz vorzüglichen Verehrung erfreuten sich die Katzen. Sie ruhten auf kostbaren Polstern und wurden mit den leckersten Speisen in goldenen und silbernen Gefässen gefüttert. Wer eine Katze auch nur aus Versehen umbrachte, war des Todes. Am höchsten wurde ein Stier Apis verehrt. Dieser musste am ganzen Leib schwarz sein und auf der Stirn einen weissen viereckigen Fleck haben. — Die Egypter glaubten auch, dass die Seele des Menschen sich nicht sogleich nach dem Tode von ihrem Körper trenne, sondern so lange in demselben bleibe, als er vollständig erhalten würde. Deshalb balsamirten sie ihre Leichname ein, um sie vor aller Fäulniss zu bewahren. Solche einbalsamirte Leichname nennt man Mumien, von dem dazu gebrauchten Erdharze Mum. Viele haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Haut derselben ist ganz schwarz und so von dem Erdharze durchdrungen, dass sie steinhart ist. Ob aber Jemand der Einbalsamirung würdig sei, darüber entschied ein sogenanntes Todtengericht. Dieses bestand aus 40 Richtern, die zuvor den Lebenswandel des Verstorbenen untersuchen und danach entscheiden mussten. Selbst die Könige waren einem solchen Gerichte unterworfen, und für manchen war dieses gewiss kein geringer Antrieb zu einer guten Regierung. — Unter den Königen der Egypter zeichnen sich besonders Psammetich und Necho aus. Die Blüthezeit der Egypter dauerte nur etwa bis in das sechste Jahrhundert vor Christo, da kamen sie unter die Oberherrschaft mehrerer anderer Völker und zuletzt der Römer. Eine neugegründete Stadt aber, Namens Alexandrien, wurde auch in diesen Zeiten der Sitz des Welthandels, der Künste und Wissenschaften. Jetzt steht Egypten unter der Oberherrschaft der Türken und ist ein sehr geplagtes Land.

Die alten Assyrer und Babylonier.

Die alten Assyrer wohnten am Euphrat und Tigris in Asien. Hier unter einem schönen und heitern Himmel lagen die fruchtbarsten Gefilde. Einige trugen sogar jährlich zwei bis dreihundertfältige Frucht. Die Blätter

des Weizens wurden vier Finger breit, und die edelsten Obstarten, Getreide und Früchte, die wir jetzt in Europa haben, stammen grösstentheils hierher. In diesem Lande machte man die Erfahrung, dass beim Sichtbarwerden gewisser Sterne am Firmamente Pflügen, Ackern und Säen reichlicher Früchte brachten. Man legte sich deshalb auf die Sternkunde; leider führte diese zur Abgötterei, indem man die Sterne anbetete und ihnen Feste und Opfer weihte.

In uralten Zeiten, etwa 2000 J. v. Chr., soll einer ihrer Könige, Ninus, fast ganz Asien erobert haben. Mit Hülfe der vielen tausend Ueberwundenen erbaute er eine grosse Stadt am Tigris, die er nach seinem Namen Ninive nannte. Der Prophet Jonas sagt von ihr, es seien allein 120,000 Kinder in ihr gewesen, und zwar von dem Alter, dass sie die rechte Hand von der linken noch nicht zu unterscheiden wussten. Welche Menschenzahl in einer Stadt! Gegen diese müssen unsere grossen Städte London und Paris sogar klein erscheinen. Ueberreste dieser Riesenstadt sind in unserer Zeit wieder ausgegraben worden. — Nach des Ninus Tode herrschte seine Frau Semiramis. Wie er Ninive, so baute sie Babylon so gross und verschönerte es mit einem solchen Aufwande, dass Nachrichten hierüber ans Unglaubliche grenzen. Die Stadt war viereckig und hatte über 14 Stunden im Umfang. Die Mauern waren thurmhoch und so breit, dass auf ihnen 6 Wagen neben einander fahren konnten. In jeder Seite der Mauern waren 25 eherne Thore. Mitten durch die Stadt strömte der Euphrat, über welchen ein breite Brücke, mit schönen Palästen an jedem Ende, führte. Jeder dieser Paläste trug auf gewölbten und hoch aufgeworfenen Terassen die schönsten Gärten, die mit ihren duftenden Blumen und schattigen Bäumen frei in der Luft zu schweben schienen, und deshalb auch die schwebenden Gärten der Semiramis genannt wurden. An der östlichen Seite des Flusses erhob sich zu den Wolken empor der Belusthurm, auf dessen Spitze das kolossale Bild des hier verehrten Sonnengottes Belus stand.

Die Babylonier werden auch Chaldäer genannt. Ihr Handel und ihr Kunstfleiss waren ausgebreitet, und gros-

ser Reichthum häufte sich in ihrer Stadt an. Aber Stolz, Uebermuth und Ueppigkeit, die gewöhnlichen Gefährten des Reichthums, kehrten bald hier ein. Die Babylonier dufteten von wohlriechenden Salben, trugen zierliche Siegelringe und prächtige Gewänder, und lebten alle Tage herrlich und in Freuden. Babylon wurde eine rechte Sündenstadt, und es wird ihr von den Propheten ein baldiger Untergang gedroht. Gott brauchte indess zuvor die Babylonier oft als Zuchtruthe für die Israeliten. Der mächtige Nebukadnezar zerstörte, nachdem er auch den egyptischen König Necho überwunden, das Reich Juda und führte das Volk gefangen mit sich. Mit seinem Tode war die Blüthe des Reichs dahin. Die Meder, welche nördlich nach dem kaspischen Meere zu wohnten, unterjochten die Babylonier. Ihre Hauptstadt war Ekbatana, die an Pracht und Grösse Ninive und Babylon wenig nachgab. Auch dieses Reich hatte keine lange Dauer, denn es wurde im Jahre 555 v. Ch. von den Persern unterjocht.

Die Phönizier.

Neben den Juden, die Küste des mittelländischen Meeres entlang, wohnten die Phönizier. In der Bibel werden sie gewöhnlich Kananiter oder Philister genannt und häufig werden ihre Hauptstädte, Tyrus und Sidon, in derselben erwähnt. Ihr ganzes Ländchen war nicht über 25 Meilen lang und kaum 5 Meilen breit. Von dem übrigen Asien war es durch das hohe Gebirge des Libanon geschieden. Das Innere des Landes war grösstentheils felsig und unfruchtbar, weder Ackerbau noch Viehzucht konnte die Bewohner ernähren. Um so reicher aber war das benachbarte Meer an Fischen aller Art. Dies führte die frühern Bewohner erst zur Fischerei, dann zur Schifffahrt und zum Handel. Durch einen ausgebreiteten Handel und Verkehr zu Lande und zu Wasser wurden die Phönizier das reichste Volk des Alterthums. Ihre Kaufleute, sagte der Prophet Jesaias, sind Fürsten, ihre Krämer die Herrlichsten im Lande. Der Handel zu Lande geschah in grossen Gesellschaften, Karawanen genannt,

weil noch zu wenig für Sicherheit gesorgt war und man oft durch Länder wilder Völker ziehen musste. Noch jetzt ziehen in einigen Gegenden Asiens und Afrikas solche Karawanen umher. Sie haben oft mehr als tausend Kameele bei sich, welche das Gepäck und die Waaren tragen. Wegen der Hitze reisen sie meistens nur bei Nacht und der gestirnte Himmel ist ihr Wegweiser durch die Wüste. Der Seehandel der Phönizier beschränkte sich nicht auf das Mittelmeer, sie wagten sich kühn durch die Strasse von Gibraltar in die noch nie beschiffte atlantische Wasserwüste und holten von England Zinn, und sogar in die Ostsee fuhren sie und holten von der Preussischen Küste Bernstein, welcher in der damaligen Zeit der Seltenheit wegen als Schmuck sehr geschätzt wurde. Auch dem Könige Salomo führten ihre Schiffe vieles von dem zu, was er zum Tempelbau gebrauchte. Sie legten überall Kolonien an, unter denen später das an der Nordküste von Afrika gegründete Karthago sich besonders auszeichnete. Die Handelsgegenstände der Phönizier bestanden aber nicht bloss in fremden Waaren, die sie zusammenbrachten; in ihren Städten selbst herrschte der grösste Gewerbfleis. Unter ihren Fabrikaten stand die Färberei, besonders in Purpur, oben an. Ein Schäferhund, so geht die Sage, hatte am Meeresstrande nahe bei der Stadt Tyrus Purpurschnecken zerbissen und kam mit rother Schnauze zu seinem Herrn zurück. Dieser meinte, sein Hund sei verwundet und wischte ihm mit Wolle das vermeintliche Blut ab. Zu seinem Erstaunen fand er nicht die geringste Verwundung, die Wolle aber schön und glänzend roth gefärbt, und entdeckte nun, dass die vom Meer an die Küste ausgeworfenen Schnecken einen solchen roth färbenden Saft enthielten. Ebenso soll der Zufall die Phönizier auf die Erfindung des Glases geführt haben. Schiffer wollten sich am Ufer eine Mahlzeit bereiten, und als es ihnen an Steinen zu einem Herde fehlte, nahmen sie Stücke Salpeter aus ihrer Schiffsladung und setzten ihre Töpfe darauf. Der Salpeter schmolz im Feuer, vermischte sich mit dem Sande in der Asche und bildete zum Erstaunen der Schiffer einen glänzenden Strom, der, kalt geworden, den schönen, durchsichtigen Stein, das Glas, gab. Noch

um die Zeit von Christi Geburt war das Glas in hohem Preise. Kein König konnte ein Haus mit Glasfenstern bezahlen. Spiegel hatte man wohl, aber nicht von Glas, sondern von geschliffenem Metall. — Der Reichthum, den die Phönizier besassen, machte auch sie stolz und üppig, und die Propheten Hesekiel und Jesaias weissagten ihren Untergang. Nebucadnezar eroberte Sidon leicht; Tyrus vertheidigte sich 13 Jahre, und als er es erobert hatte, fand er eine menschenleere Stadt, denn die Einwohner hatten sich auf eine benachbarte Insel geflüchtet und dort ein neues Tyrus gegründet. Diese neue Stadt blieb noch fast 300 Jahre der Hauptsitz des Welthandels, da kam ein anderer Eroberer, Alexander der Grosse, König von Macedonien, und zerstörte sie nach verzweifelter Gegenwehr von Grund aus. Seit dem Falle von Tyrus ist das phönizische Küstenland durch fortgehende Versandungen zu einer wahren Sandwüste geworden, und ärmliche Fischerhütten stehen jetzt dort, wo früher die volkreichsten Städte blühten.

Die Perser.

1. Cyrus.

In dem südwestlichen Theile Asiens wohnten schon in den ältesten Zeiten die Perser. Kriegerisch und freiheitsliebend zogen sie theils als Nomaden umher, theils lebten sie in festen Wohnsitzen. Ihre Götter verehrten sie nach Weise der alten Deutschen ohne Bildsäulen, Tempel und Altäre und beteten ausser den Sternen besonders das Feuer an. Ihre Priester opferten auf hohen Bergen und hiessen Magier. Die Perser standen unter der Herrschaft der Meder. Einst träumte dem Mederkönige Astyages, aus seiner Tochter Mandane wüchse ein Baum hervor, dessen Schatten ganz Asien überdecke. Die Traumdeuter legten ihm den Traum so aus, dass das Kind seiner Tochter einst an seiner Stelle über Asien herrschen werde. Um diesem zuvorzukommen verheirathete der König seine Tochter an einen gemeinen Perser, und als sie einen Sohn gebar, befahl er seinem Diener Harpagus, das Kind umzubringen. Dieser konnte

es nicht übers Herz bringen, das unschuldige Kind selbst zu tödten. Doch fürchtete er den Zorn seines Königes und gab es einem Hirten zum Aussetzen. Auch der gute Hirte konnte es nicht. Er nahm den schönen Knaben mit sich nach Hause und gab ihn seiner Frau, deren Kind gerade gestorben war. Und sie schmückten ihr todtes Kind mit den schönen Kleidern des Sohnes der Mandane und setzten es statt seiner aus. Das Kind der Mandane liessen sie leben und hatten ihre Freude an dem herrlich heranwachsenden Knaben, der Cyrus hiess. Als dieser einst bei einem Spiele, in welchem er zum Könige gewählt war, den Sohn eines vornehmen Mannes hatte derb schlagen lassen, weil er nicht gehorchen wollte, so beklagte sich der Vater des letztern beim Astyages. Dieser liess den Knaben sogleich holen, der sich dreist verantwortete und von ihm bald, weil sein Anstand so edel und seine Gesichtszüge den seinigen so ähnlich waren, als sein Enkel erkannt wurde. Den Cyrus schickte Astyages zu seinen Eltern zurück, aber an dem armen Harpagus nahm der grausame König eine schreckliche Rache, indem er dessen Sohn heimlich tödten und dem Vater zur Speise vorsetzen liess. Das kränkte den Harpagus tief, und er dachte von der Zeit an darauf, wie er dem Astyages seine Uebelthat vergelten möchte. Eines Tages erhielt Cyrus von Harpagus einen Hasen zum Geschenke; in dem Bauche desselben war ein Brief versteckt, in welchem Harpagus den Cyrus ermunterte, seinen Grossvater mit Krieg zu überziehen. Der Vorschlag gefiel ihm. Mit dem Briefe in der Hand trat er unter das versammelte Volk und sprach: Kraft dieses Briefes hat mich Astyages zu eurem Heerführer ernannt, und nun befehle ich euch, dass morgen ein Jeder mit der Sichel erscheine. In aller Frühe fanden sie sich mit der Sichel ein. Den ganzen Tag mussten sie die schwerste Arbeit verrichten, ein wüstes Dornenfeld reinigen und umarbeiten. Am Abend befahl er ihnen, den folgenden Tag abermals, aber wohlgeschmückt zu erscheinen. Diesmal mussten sie sich im weichen Grase lagern. Er gab ihnen eine Menge Vieh, Früchte und Wein zum besten. Nun, Landsleute, sprach Cyrus, welcher Tag gefällt euch besser, der gestrige oder der heutige? Alle riefen verwundert:

Gestern waren wir Sclaven, heute aber Herren! „Und solche Herren werdet ihr immer sein," fuhr Cyrus fort, „wenn ihr mir helft, das Joch der Meder abzuwerfen." Die Perser waren schon längst unwillig über den harten Druck der Meder, und folgten daher gern dem Cyrus. Astyages wurde geschlagen und gefangen; Cyrus behandelte jedoch seinen gefangenen Grossvater mit Achtung und behielt ihn bei sich bis zu dessen Tode. So wurde Cyrus Herr von Medien.

2. Cyrus, Krösus und Solon.

Von Cyrus, in der Bibel Kores genannt, hat der Prophet Jesaja also geweissagt: „So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, dem Kores, den ich bei seiner rechten Hand ergreife, dass ich die Heiden ihm unterwerfe: Ich will vor dir hergehen; ich will die ehernen Thore zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen und dir die heimlichen Schätze geben." Dies Alles wurde erfüllt. Ein Land nach dem andern kam unter sein Scepter, und Gott hatte ihn auch zum Werkzeug erwählt, sein in Babylon gefangenes Volk zu erlösen, dem er die Erlaubniss zur Rückkehr in das unvergessene Vaterland gab. Auch mit Krösus, dem reichen Könige von Lydien in Kleinasien, führte Cyrus Krieg. Krösus wurde in einer Schlacht besiegt und gefangen zum Cyrus geführt. Im ersten Rausche des Sieges befahl dieser, ihn lebendig zu verbrennen. Sogleich wurde ein Scheiterhaufen errichtet und Krösus darauf gestellt. Schon schlugen die lichten Flammen gen Himmel, als der unglückliche König dreimal laut aufschrie: „O Solon, Solon! Solon!" Das hörte Cyrus und wollte wissen, wen er anrufe. Er liess ihn desshalb von dem Scheiterhaufen herunternehmen. Anfangs wollte Krösus nicht bekennen, wer der Solon sei; endlich aber sagte er: „Ein Mann, dessen Unterredung ich um viele Schätze allen Fürsten wünsche." Mit dieser Unterredung hat es folgende Bewandniss. Einst kam Solon, ein Weiser aus Griechenland, zu Krösus. Dieser zeigte dem Solon alle seine Reichthümer und Schätze und sprach dann mit innigem Selbstgefallen: „Wohlan, Solon, du bist so weit in der

Welt umhergereist, hast so viele Menschen gesehen, sage mir doch, bin ich nicht der glücklichste?" — Solon antwortete: „O Krösus! Oft ist ein armer Mann weit glücklicher als ein reicher. Und dann bedenke ich immer, dass das menschliche Leben wohl siebzig Jahre währt, in einer so langen Zeit aber Vieles sich ändern kann. Du bist jetzt sehr reich und König vieler Menschen; den glücklichsten aber kann ich dich nicht eher nennen, als bis ich höre, dass du dein Leben glücklich vollendet hast. Bei allen Dingen muss man, o König, auf den Ausgang sehen. Denn Manche, die im Leben reich waren, sind elend gestorben." Als Krösus dies erzählte, da bedachte Cyrus, dass auch er ein Mensch, und dass unter den menschlichen Dingen nichts beständig sei. Er schenkte ihm grossmüthig das Leben und behielt ihn als Freund und Rathgeber bei sich, und Krösus leistete ihm nachher durch seine Klugheit gute Dienste.

Die alten Griechen.

1. Lykurg.

Das alte Griechenland ging nicht weit über die Grenzen des jetzigen Königreichs Griechenland hinaus. In der Mitte dreier Erdtheile gelegen und nach drei Seiten vom Meere umflossen, das in den tief eingezackten Ufern die schönsten Häfen bildet, hat es die günstigste Lage für Handel und Verkehr. Die gebirgige Beschaffenheit des Bodens bildete von selbst eine Menge kleiner Landschaften, die durch ihre natürliche Begrenzung zur Bildung kleiner, selbständiger Staaten am geeignetsten erschienen. Unter den verschiedenen Staaten sind Sparta und Athen sehr berühmt geworden.

Sparta lag auf der südlichen Halbinsel, im Alterthume Peloponnes, jetzt Morea genannt, und war eine Stadt ohne Mauern und Thore. Unter den Bürgern Spartas erhob sich Zwietracht, die in einen offenen Kampf ausbrach, in welchem sogar einer der Könige erschlagen wurde. Da trat im Jahre 888 v. Ch. Lykurg als Gesetzgeber auf, um der traurigen Lage seines Vaterlandes ein Ende zu machen. Lykurg war von königlicher Herkunft

und hatte durch Reisen in fremde Länder sich grosse Kenntnisse erworben. Lykurg wollte, dass es in Sparta weder Reiche noch Arme gäbe, darum liess er zuerst eine Vertheilung der Ländereien vornehmen, nach welcher der eine gerade so viel bekam, als der andere. Keiner durfte sein Grundstück wieder verkaufen; keiner es vererben, als nur auf den, welcher noch keines hatte. Auch durch Handel sollte sich Niemand bereichern; aller Verkehr mit dem Auslande, und der Gebrauch goldener und silberner Münzen wurde daher untersagt. Er führte dafür eisernes Geld ein, dessen einzelne Stücke so gross und schwer waren, dass zur Aufbewahrung von etwa hundert Thalern nach unserem Gelde ein grosser Platz im Hause nothwendig war, und zur Fortbringung ein grosser Wagen.

Wie in den Besitzungen der Bürger, so sollte überhaupt in ihrer ganzen Lebensweise die grösste Gleichheit herrschen. Keiner durfte zu Hause essen, selbst die Könige nicht. Zur bestimmten Stunde musste sich Jeder nach dem Markte verfügen, wo an grossen Tischen gemeinschaftlich gespeist wurde. Ein jeder musste monatlich hiezu etwas beitragen. Die Erwachsenen sorgten bei Tische für Mässigkeit und anständige Unterhaltung, die Jüngern durften bloss zuhören. Ueppigkeit und Schwelgerei waren durchaus nicht gelitten. Ihr tägliches Gericht war eine schwarze Suppe, wahrscheinlich ein Gemisch von Schweinefleisch-Brühe, Blut, Essig und Salz. Ein fremder Fürst, der viel von dieser Suppe gehört hatte, liess einen spartanischen Koch kommen, um sich eine solche bereiten zu lassen. Aber ihm wollte das widerliche Gericht gar nicht schmecken. Ich dachte es wohl, sagte der Koch, denn unsere Suppe schmeckt nur denen gut, die tüchtig gearbeitet und gehungert haben.

3.

Vor allem suchte Lykurg seine Spartaner zu einem abgehärteten Kriegsvolke zu bilden. Den ganzen Tag musste sich der Spartaner im Fechten, Ringen, Laufen, Schwimmen und Werfen üben, um den Körper recht behende und zur Ertragung von Kriegsbeschwerden geschickt zu machen. Im Kriege durfte der Spartaner nur siegen

oder sterben; wer floh, war ehrlos. Deshalb gab einst eine spartanische Mutter ihrem Sohne, als er in den Krieg ging, den Schild, mit den Worten: „Mit ihm oder auf ihm!“ d. h. kehre entweder siegend aus der Schlacht mit deinem Schilde zurück, oder fällst du, so sei es doch nach der tapfersten Gegenwehr, so dass man dich mir auf deinem geretteten Schilde zurücktragen kann. Ihre Kleidung war roth, damit das aufgesprützte Blut sie nicht zaghaft mache. Geschmückt und fröhlich unter dem Schalle der Flöten gingen sie in die Schlacht.

Schon die erste Erziehung des jungen Spartaners wies auf seine künftige Bestimmung hin. Sobald ein Kind geboren war, wurde es besichtigt, ob es auch gesund und stark sei. War es das nicht, so wurde es zum Verhungern ausgesetzt, denn die Stadt sollte nur aus gesunden, starken Bürgern bestehen. Nackt liefen die Kinder umher, nackt schliefen sie auf hartem Lager von Schilf. Jährlich einmal wurden Knaben öffentlich am Altare der Göttin Diana bis aufs Blut gegeisselt. Die Eltern standen dabei und munterten ihre Kinder auf, muthig bis ans Ende auszuhalten. Weinen war die grösste Schande. Vorzüglich ehrerbietig mussten die Knaben gegen die Alten sein. In ihrer Gesellschaft durften sie durchaus nicht sprechen, es sei denn, dass sie gefragt wurden. Das war Sparta nach den Einrichtungen des Lykurg. Lykurg liess seine Mitbürger schwören, die Gesetze so lange aufrecht zu erhalten, bis er von seiner Reise ins Ausland zurückgekehrt wäre. Der Eid wurde geleistet; Lykurg schied, kehrte aber nicht zurück. Vierhundert Jahre lang blieben die Lykurgischen Gesetze in Ansehen, und Sparta war durch dieselben der erste Staat Griechenlands.

Leonidas. (480 v. Chr.)

Einst war Griechenland in einen schweren Krieg verwickelt. Der Perserkönig Xerxes rückte mit einem ungeheuern Heere heran. Der Spartanerkönig Leonidas hatte mit dreihundert Spartanern und einigen verbündeten Truppen den Engpass Thermopylä, der in das Herz

von Griechenland führt, zu vertheidigen. Xerxes lachte überlaut, als er hörte, dass dieses Häuflein seine Millionen aufzuhalten gedächte. Er schickte Boten hin, ihm sofort die Waffen auszuliefern. „Komm und hole sie!“ war die Antwort. Und als den Griechen gesagt wurde, der Feinde seien so viele, dass die Sonne verdunkelt würde, wenn sie ihre Pfeile abschössen, erwiderte ein Spartaner kalt: „Um so besser, dann werden wir im Schatten kämpfen.“

Die Perser stürmten gegen den Hohlweg heran, aber dicht geschlossen. Mann an Mann, in der Linken den Schild, standen die Griechen und schlugen die Perser zurück. Xerxes wählte die Tapfersten seines Heeres, die unsterbliche Schaar genannt. Auch sie fielen. Kein Perser mochte mehr den Angriff wagen, und Xerxes musste seine Schaaren mit Geisseln in den Hohlweg peitschen lassen. Hier wäre vielleicht schon die grosse Macht der Perser gebrochen worden, hätte sich nicht selbst unter den anwohnenden Griechen ein Verräther gefunden. Ephialtes heisst dieser Elende, der dem persischen Feldherrn einen geheimen Fusspfad über das Gebirge entdeckte. Jetzt war alle Rettung dahin. Alle, die nicht Spartaner waren, sandte Leonidas zurück, auf dass sich Jeder seiner Stadt und andern Gefahren des Vaterlandes erhalte. Er selbst fiel mit seinen dreihundert Spartanern um Mitternacht ins feindliche Lager. Gleich wüthenden Löwen brachen sie in die Zelte der Perser und hatten schon Tausende erwürgt, ehe die Barbaren die Ankunft der Griechen vernahmen. Selbst Xerxes wäre dem Schwerte der Griechen nicht entgangen, hätte er nicht, aufgeschreckt durch den Lärm im Lager, sich eiligst davon gemacht. Erst bei herannahendem Morgen zogen sich die Spartaner nach Thermopylä zurück. Indess von vorn und hinten angegriffen, schmolz das Häuflein mehr und mehr. Bedeckt von Lanzen und Pfeilen sanken endlich alle die tapfern Streiter hin, Leonidas an ihrer Spitze. Ihnen wurde ein Denkmal gesetzt mit der Aufschrift:

„Wandrer, sag's zu Sparta, dass seinen Gesetzen gehorsam, wir erschlagen hier liegen.“

Ein Löwe von Stein zeigte zugleich dem einsamen Wanderer in der Bergschlucht die Stätte, wo der löwenmuthige Leonidas selbst gefallen war.

Die Athener.

Sokrates.

Sehr verschieden von den Spartanern waren die Athener. In der Apostelgeschichte (17, 21) wird uns erzählt, dass der Apostel Paulus auch einmal in Athen gewesen ist, und dabei wird bemerkt, dass die Athener auf nichts anderes bedacht gewesen seien, als immer etwas Neues zu sagen und zu hören. Sie waren ein leicht bewegliches, unbeständiges und früh verweichlichtes Volk. Zwar haben sie ebenso, wie die Spartaner, grosse kriegerische Thaten vollbracht, ihren grössten Ruhm aber haben sie in der Ausbildung der Wissenschaften und Künste erlangt. Kein Volk hat so berühmte Weltweise, Dichter, Maler und Bildhauer gehabt, als dieses, und noch heute stehen ihre Werke als nachahmungswürdige Muster da.

Unter ihren Weisen aber nimmt den ersten Platz der ehrwürdige Sokrates ein (400 v. Chr.). Unter seinen schon ausgearteten Mitbürgern, die in allen Lüsten schwelgten, in der üppigsten Pracht umhergingen, erschien er selbst in rührender Einfachheit, nur in einen schlichten Mantel gehüllt; selbst im Winter ging er mit blossen Füssen. Er ass und trank nur das Allergewöhnlichste und blieb bei einfacher Kost dauerhaft gesund, selbst zur Zeit der Pest. Bei einer so einfachen Lebensart blieb Sokrates stets heiter und vergnügt. Kein Vorfall konnte seine Seelenruhe stören. Einst hörte er mit der grössten Ruhe, dass Jemand schlecht von ihm gesprochen habe. „Mag er mich doch prügeln," sagte er, „wenn ich nicht dabei bin." Ein andermal grüsste er einen vornehmen Bürger, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüber ging. Die jungen Freunde des Sokrates waren hierüber ungehalten. „Nicht doch;" versetzte der Weise, „ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir einer begegnete, der hässlicher wäre als ich. Was ereifert ihr euch denn, dass dieser Mensch nicht so höflich ist als ich!" Xantip-

pe, seine Frau, war oft übler Laune und dann sehr zanksüchtig. Eines Tages war sie recht böse, er blieb aber ganz gelassen. Da sie immer heftiger wurde, stand er endlich auf und ging aus dem Hause. Das erbitterte sie noch mehr. Im Eifer ergriff sie einen Topf mit Wasser und goss ihm das aus dem Fenster nach. „Ei," sagte Sokrates lächelnd, „nach einem solchen Donnerwetter musste es wohl regnen!" Das Hauptgeschäft des Sokrates war die Unterweisung der Jugend. Er hielt aber keine regelmässige Schule, sondern lehrte an allen Orten, auf dem Markte, auf Spaziergängen, bei Tische, im Lager, kurz, wo er viele Menschen beisammen fand. Seine Schüler hingen mit ganzer Seele an ihm. Ein Jüngling, Namens Euklides, kam sehr oft von Megara, welches 4 Meilen weit von Athen lag, um nur einen Tag bei Sokrates zu sein. Und als die Athener einmal im Kriege mit den Megarern diesen bei Todesstrafe verboten, in ihre Stadt zu kommen, wagte es dennoch Euklides, sich des Abends in Weiberkleidern, auch mit Gefahr seines Lebens, durch's Thor zu schleichen, um den Sokrates zu hören. So hatte er täglich einen Kreis wissbegieriger Jünglinge um sich versammelt, aus denen später die berühmtesten Männer wurden.

Es war vorauszusehen, dass Sokrates sich durch seine Sittenreinheit und Einfachheit bei dem grossen Haufen seiner verdorbenen Mitbürger Hass und Neid zuziehen musste. Sie verleumdeten ihn und suchten ihn in der Stadt lächerlich zu machen. Und als ihnen alles dieses nichts half, verklagten sie ihn öffentlich. Sie beschuldigten ihn, er glaube an die Götter seiner Vaterstadt nicht, auch verderbe er durch seine Lehre die Jugend. Sokrates, bereits ein Greis von 70 Jahren, fand es seiner unwürdig, sich gegen solche Anklagen weitläuftig zu vertheidigen. Er wies auf sein öffentliches Leben hin. Die Richter hatten erwartet, er würde, wie andere Verbrecher, durch eine lange Rede unter Bitten und Thränen um Mitleid und Begnadigung flehen. Sie schickten ihn deshalb vorläufig ins Gefängniss. Hier brachte ihm einer seiner Freunde eine sehr schön ausgearbeitete Vertheidigungsrede, die er halten sollte. Sokrates las sie und fand sie schön. „Aber," sagte er, „brächtest du mir

weiche und prächtige Socken, ich würde sie nicht tragen, weil ich es für unmännlich halte!“ Hiemit gab er ihm die Rede zurück. In der nächsten Versammlung wurde Sokrates zum Tode verurtheilt; mit der grössten Ruhe hörte er sein Todesurtheil an, nicht aber seine Schüler; sie boten eine grosse Summe Geldes für die Loslassung ihres Lehrers, wurden aber abgewiesen. Bis zu seiner Hinrichtung führte man ihn wieder ins Gefängniss und legte ihn in Ketten. Seine Freunde brachten durch Geschenke den Gefangenwärter auf ihre Seite. Dieser liess die Thüre des Gefängnisses offen, Sokrates sollte entfliehen; freudig munterten ihn seine Schüler, die alles zur Flucht in Bereitschaft hatten, hiezu auf. Er aber wies ihren Vorschlag zurück und belehrte sie, dass man stets dem Gesetze der Obrigkeit gehorchen müsse. „Ach!“ schluchzte sein Freund Apollodor, „wenn du doch nicht so unschuldig stürbest!“ — „Und wolltest du denn lieber,“ versetzte er mit Lächeln, „dass ich schuldig stürbe? — Am anderen Morgen erschienen die Freunde in aller Frühe; auch der Gerichtsdiener war da, der ihm die Ketten abnahm und ankündigte, er müsse vor Sonnenuntergang den Giftbecher trinken. Auch seine Frau kam, von ihm Abschied zu nehmen; sie hatte das jüngste Kind auf ihren Armen und weinte laut. Alle waren hievon erschüttert. Sokrates bat einige seiner Freunde, seine Frau nach Hause zu führen, damit ihm die letzte Stunde nicht erschwert würde. Dann wandte er sich an seine Freunde, tröstete sie, sprach mit ihnen über Leben und Tod und über seine Hoffnung, dass die Seele des Menschen unsterblich fortdaure. Unterdessen neigte sich die Sonne zum Untergange. Der Gerichtsdiener trat herein, den vollen Giftbecher in der Hand. Und mit heitrer Miene nahm Sokrates den Becher, betete zu den Göttern, und trank ihn aus. Da fingen seine Freunde laut zu weinen an. „Still doch,“ sagte Sokrates, „darum habe ich ja diesen Morgen die Weiber von mir gelassen.“ Jetzt ging er auf und ab; dann legte er sich gelassen nieder; das Gift fing an zu wirken, seine Füsse wurden kalt. In trauriger Stille standen seine Schüler umher. Plötzlich schlug er seine Augen auf. „Freunde,“ sprach er mit sterbender Stimme, „ich bin dem Aeskalup noch einen Hahn schuldig,

opfert ihn ja doch!“ Wenn nämlich der Grieche von einer Krankheit genas, so opferte er dem Aeskulap, dem Gott der Heilkunde, aus Dankbarkeit einen Hahn. Sokrates betrachtete das Leben hier als eine Krankheit, von welcher er durch den Tod befreit werde. So starb Sokrates. Erst nach seinem Tode sahen die Athener ihr grosses Unrecht ein und die ganze Stadt betrauerte ihn.

Alexander der Grosse.

I.

Nördlich von Griechenland lag Macedonien. Dieses Land ist uns schon aus der biblischen Geschichte bekannt, denn die Gemeinden Philippi und Thessalonich, an welche der Apostel Paulus Episteln schrieb, befanden sich in demselben. Um das Jahr 350 v. Chr. herrschte über Macedonien der König Philipp. Das Königreich Macedonien war an sich nicht gross, aber Philipp wusste schlau die Uneinigkeit und Sittenlosigkeit der Griechen zu benutzen. Er besiegte sie in einer grossen Schlacht und machte sich zum Oberanführer derselben, um einen Feldzug gegen die Perser zu unternehmeu, die er züchtigen wollte für ihre früheren Einfälle in Griechenland. Schon gedachte er aufzubrechen, als er bei dem Hochzeitsfeste seiner Tochter ermordet wurde. Doch seine Ermordung machte nur einem noch Grössern Platz, seinem Sohne Alexander. Schon als Knabe sehnte sich dieser nach hohen Dingen; über die ganze Welt wünschte er König zu sein Am liebsten hörte er Erzählungen von den Grossthaten der alten Helden, von Kriegen und Schlachten. Zwanzig Jahre alt, wurde er König und schwer war für ihn der Anfang seiner Regierung. Die von seinem Vater unterdrückten Griechen meinten es mit dem jungendlichen Sohne wohl aufnehmen zu können; sie erhoben sich, aber sie erfuhren bald, dass die Hand des Sohnes noch stärker sei, als die des Vaters. Alle beugten sich nun vor dem gewaltigen Sieger und gelobten Gehorsam. Dann ging Alexander zu der allgemeinen Versammlung der Griechen nach Korinth, um sich, wie einst sein Vater, zum Oberanführer der Griechen gegen

die Perser ernennen zu lassen. Hier zu Korinth lebte damals ein weiser, aber auch sehr sonderbarer Mann, mit Namen Diogenes. Er hatte den Grundsatz, der Mensch müsse so wenig als möglich bedürfen, wenn er glücklich sein wollte. Er trug einen langen Bart, einen zerrissenen Mantel, einen Ranzen auf dem Rücken und wohnte in einer Tonne. Einen hölzernen Becher hatte er weggeworfen, als er einen Knaben Wasser aus der hohlen Hand trinken sah. Alexander hatte Lust, den Sonderling zu sehen, und ging, von einem glänzenden Zuge begleitet, zu ihm. Er sass gerade vor seiner Tonne und sonnte sich. Alexander grüsste ihn freundlich, und unterredete sich lange mit ihm. Zuletzt fragte er ihn: „Kann ich dir eine Gunst erweisen?“ „O ja,“ versetzte Diogenes; „geh mir ein wenig aus der Sonne!“ Hierüber erhoben die Begleiter Alexanders ein lautes Gelächter; Alexander aber wandte sich um und sagte: „Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich wohl Diogenes sein.“

Im Frühlinge des Jahres 334 v. Chr. brach Alexander, 23 Jahre alt, mit dem Bundesheere der Macedonier und Griechen zu dem Rachezuge nach Persien auf. Gleich in der ersten Schlacht an dem kleinen Flusse Granikus wäre der allzukühne Jüngling beinahe um's Leben gekommen. Zwei persische Feldherrn, die ihn an dem hochwallenden Federbusche auf dem blinkenden Helm erkannten, sprengten auf ihn los. Er bekam einen Hieb auf den Kopf, dass der Helm zersprang; in diesem Augenblicke eilte sein Freund Klitus herbei und errettete den König. Die Schlacht wurde gewonnen, und mit seinem jubelnden Heere eilte er durch Kleinasien von Stadt zu Stadt. Plötzlich erkrankte er zu Tarsus, derselben Stadt, in welcher später der Apostel Paulus geboren ist. Mit Staub und Schweiss bedeckt wollte sich nämlich Alexander in dem durch die Stadt fliessenden Bache baden. Da überfiel ein plötzliches Zittern alle Glieder, er wurde leichenblass und muste aus dem Bade getragen werden. Die Aerzte gaben ihn auf; sie getrauten sich nicht, etwas zu verordnen. Nur Einer, Philippus, entschloss sich dazu. Der König war eben im Begriff, die verordnete Arzenei zu nehmen, als ein Brief

von einem seiner Generale anlangte, mit der Warnung, dem Arzte nicht zu trauen, denn er wäre vom Perserkönige bestochen, ihn zu vergiften. Er gab seinem Arzte den Brief und nahm in demselben Augenblicke die verordnete Arzenei. Sein edles Vertrauen wurde herrlich belohnt. Schon am dritten Tage stand er wieder an der Spitze seines Heeres. An der Grenze von Kleinasien bei der Stadt Issus stand der Perserkönig Darius Kodomannus mit einem Heere von 600000 Mann zur Schlacht bereit. Auch hier siegte Alexander. Schrecklich war das Gemetzel, über 100,000 Perser blieben auf dem Platze. Darius entkam durch eilige Flucht; seine Mutter, seine Gemahlin, zwei Töchter und ein unmündiger Sohn fielen aber dem Sieger in die Hände. Er behandelte die hohen Gefangenen mit der grössten Achtung.

2.

Nach der Schlacht bei Issus zog Alexander längs der Meeresküste nach Süden und eroberte Phönizien, Palästina und Egypten. An der westlichen Mündung des Nil legte er die nach ihm benannte Stadt Alexandria an, welche bald der Sitz des Welthandels wurde. Jetzt wandte sich Alexander wieder nach Asien, um Darius zu verfolgen. Dieser liess ihm die Hälfte seines Reichs anbieten, wenn er Friede machen wolle. Alexander wies den Antrag stolz zurück, doch versprach er dem Könige eine ehrenvolle Behandlung, wenn er zu ihm käme; sonst würde er ihn aufsuchen. Noch einmal wollte Darius sein Glück versuchen und stellte seine Schaaren bei der Stadt Gaugamēla zum Kampfe auf. Die Perser fochten wie Verzweifelte; Alexanders Kriegskunst jedoch behielt die Oberhand. Unermesslich war die Beute, die die Macedonier in den alten Königsstädten Babylon, Susa, Persepolis und Ekbatana fanden. Unterdessen floh der unglückliche Darius, stets aufgejagt und verfolgt, von Stadt zu Stadt. Endlich wurde er von seinem eigenen Statthalter Bessus gefangen genommen und fortgeschleppt Dieser Elende liess sich sogar zum Könige ausrufen. Das hörte Alexander und jagte mit einem Trupp Reiter dem Verräther nach. Als dieser seine Verfolger in seiner Nähe witterte, versetzte er seinem

Könige mehrere Dolchstiche und eilte dann davon. Alexanders Reiter fanden den unglücklichen König mit Blut und Staub bedeckt, in den letzten Zügen auf dem Boden liegend. Er bat sie um einen Trunk Wassers, und ein Macedonier brachte ihm etwas in seinem Helme. Erquickt, sprach der Unglückliche: „Ich kann dir die Wohlthat nicht vergelten, doch Alexander wird es thun. Ihn mögen die Götter für die Grossmuth belohnen, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat. Hier reiche ich ihm durch dich meine Hand.“ Nach diesen Worten verschied er. Eben jetzt kam Alexander herangesprengt. Gerührt betrachtete er die Leiche des Mannes, er breitete seinen Mantel über ihn aus und liess ihn in der königlichen Gruft feierlich beisetzen. Dann brach er schnell wieder auf, um den schändlichen Mörder zu verfolgen, und ruhte nicht eher, als bis er ihn eingeholt hatte und hinrichten liess.

3.

Immer weiter drang Alexander nach Osten bis Indien vor. Die Bewohner dieses Landes zeichneten sich schon früh durch Kenntnisse und Kunstfleiss aus und waren, wie die Egypter, in Kasten getheilt. Die Priester und Gelehrten, Braminen genannt, machten die vornehmste Kaste aus. Alexander besiegte hier den König Porus und wollte noch weiter bis an das Ende der Welt vordringen. Da wurden aber die Macedonier unmuthig und empörten sich. Alle sehnten sich nach der Heimath, von welcher sie über 600 Meilen entfernt waren. Als der König merkte, dass er weder durch Bitten noch durch Drohen ihren Entschluss ändern konnte, erklärte er, er wolle mit ihnen umkehren. Der grössere Theil des Heeres schiffte sich auf dem Indus ein, um zur See nach Babylon zurückzukehren. Er selbst blieb bei dem andern Haufen, der unter unsäglichen Beschwerden durch Sandsteppen nach Babylon zurückging. Babylon sollte die Hauptstadt seines ungeheuren Reiches werden. Denn er hatte vor, alle unterworfenen Völker zu einem grossen Reiche zu vereinigen. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Mitten unter seinen grossartigen Plänen erkrankte er plötzlich zu Babylon und verschied im drei und dreissigsten Jahre seines Alters. Es fand sich Niemand, der ein so ungeheures Reich zu regieren vermocht hätte. Das Reich zerfiel in eine Menge kleinerer Reiche, die sich unaufhörlich unter einander bekriegten, bis endlich alle zusammen, das eine früher, das andere später, unter die Herrschaft eines andern Volkes kamen, nämlich der Römer. Eine wichtige Folge aber hatten die Eroberungszüge Alexanders, welche seinen Tod lange überdauerte. Die entferntesten Völker der Erde wurden einander näher gerückt; die griechische Bildung und die griechische Sprache waren für Alle ein gemeinsames Band geworden; und das kam hernach dem Evangelium zu Gute, welches sich nun um so schneller ausbreiten konnte. So zeigt sich auch hier der Rath des Herrn wunderbarlich, der in Allem, was er thut, das Heil der Menschen sucht.

Die Römer.

Unter den Episteln, welche der Apostel Paulus geschrieben hat, ist auch eine an die Römer. Von diesen Römern ist oft in der Bibel die Rede. Augustus, unter dem der Heiland geboren wurde, war römischer Kaiser, und Pontius Pilatus, unter dem er gekreuzigt ist, ein römischer Statthalter. Schon aus diesem Grunde ist es wichtig zu wissen, wer diese Römer eigentlich waren.

Die Römer haben ihren Namen von der Stadt Rom, die im mittlern Italien, an dem Flusse Tiber, im Jahre 753 vor Christi Geburt von zwei Zwillingsbrüdern, Romulus und Remus, erbaut wurde. Die Stadt Rom hatte anfangs kein grösseres Gebiet, als jetzt eine ganz mässige Stadt an Äckern und Feldern besitzt. Aber in diesem Volke war von Anfang an ein gewaltiger Ehrgeiz, Lust am Kriege und ein harter, unbeugsamer Sinn, der sich durch kein Mitleid vom Verfolgen blutiger Eroberungen abbringen liess. Jeder Bürger war Soldat; dazu war strenge Kriegszucht und Ordnung im Heere, und ein Eifer für die Macht und Ehre des Vaterlandes, dem kein Opfer zu gross war. Wie streng die Kriegszucht gehand-

habt wurde, davon nur ein Beispiel. Im Kriege mit den benachbarten Latinern war von dem Feldherrn der Befehl gegeben, dass kein Römer mit den Feinden ausser der Ordnung sich in einen Kampf einlassen soll. Des Feldherrn eigner Sohn, gereizt durch den Hohn eines Feindes, lässt sich dennoch mit diesem in einen Kampf ein und erlegt ihn. Jubelnd kehrte der Jüngling mit der erbeuteten Waffenrüstung ins Lager zurück. Als ihn der Vater sah und vernahm, was geschehen war, wandte er sich ab vom Sohn, berief die Mannschaft und kündigte demselben in Gegenwart Aller an, dass er wegen Uebertretung des gegebenen Befehls sogleich sterben müsse. Der Gerichtsdiener band ihn an einen Pfahl und während alle verstummt dastanden, fiel schon das Haupt des Jünglings unter dem Beil. Ferner waren die Römer in der ersten Zeit höchst einfach, uneigennützig und unbestechlich. In einem gefahrvollen Kriege wurde Cincinnatus zum Anführer erwählt. Die Abgeordneten, die ihm diese Wahl ankündigen sollten, fanden ihn ausgekleidet hinter dem Pfluge. Einem andern Anführer boten die Feinde eine grosse Summe Geldes, damit er ihnen zum Frieden verhelfe; er sass gerade am Herde, um Rüben zu braten und erwiederte: „So lange ich mit solchen Speisen zufriedenbin, brauche ich euer Geld nicht.“ Ein gewissenloser Leibarzt des Königs Pyrrhus, mit dem die Römer Kriege führten, erbot sich dem römischen Feldherrn, gegen eine angemessene Belohnung den König zu vergiften. Sogleich schickte Fabricius, so hiess dieser edle Römer, den Brief dem Könige zu, der voll Erstaunen ausrief: eher könne die Sonne von ihrem Lauf abgelenkt werden, als Fabricius von seiner Rechtschaffenheit. In einem der frühesten Kriege kam es darauf an, dem Feinde den Uebergang über eine Brücke zu wehren. Alles hatte die Flucht ergriffen; da stellte sich ein Mann, Horatius Cocles, dem ganzen feindlichen Heere entgegen, und es gelang ihm, dasselbe aufzuhalten, bis hinter ihm die Brücke abgebrochen war, dann stürzte er sich in den Fluss und schwamm zu den Seinigen zurück. — Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass die Römer fast überall Sieger waren. 500 Jahre nachdem ihre Stadt erbaut war, hatten sie schon ganz Italien unter

ihre Herrschaft gebracht. Man hätte denken sollen, sie würden nun zufrieden sein und ruhig in ihrem schönen Lande leben; aber weder das Meer noch die Schneegebirge des Nordens konnten ihnen eine Grenze setzen. Zuerst griffen sie über das Meer nach Afrika. Hier lag die grosse und reiche Handelsstadt Karthago. 118 Jahre kämpften die Römer mit ihr um die Herrschaft. Karthago wurde zuletzt erobert und niedergebrannt; 17 Tage währte das Feuer und von 700,000 Einwohnern blieben nur wenige am Leben. In demselben Jahre, als Karthago zerstört wurde, wurde auch Griechenland erobert. Jetzt hielten sich die Römer selbst für unbesiegbar und für die Herren der Erde. Spanien, Frankreich, einen grossen Theil von Asien, Egypten, die ganze übrige Nordküste von Afrika nebst allen Inseln des mittelländischen Meeres unterwarfen sie sich. Ihr Reich erstreckte sich vom atlantischen Meere bis zum Euphrat, und vom Rhein und der Donau bis an die Wüsten Arabiens und Afrikas. Bei alle dem aber war kein Glück und Segen. Die Römer selbst, denen nun alle Reichthümer der Erde zuflossen, wurden über die Massen üppig und ausschweifend. Unter ihnen traten Männer auf, die alle Macht haben wollten, sich untereinander bekriegten und schreckliches Blutvergiessen unter den eigenen Bürgern Roms anrichteten, bis es denn endlich Einem gelang, alle seine Gegner zu überwältigen. Es war Augustus, der nun die kaiserliche Würde annahm. Nach Augustus regierten immer Kaiser über die Römer, unter denen aber nur selten ein guter war; einer z. B. Namens Nero, steckte aus blosser Lust die Stadt Rom in Brand, und unter die unzähligen Grausamkeiten, welche sie verübten, gehören auch die schrecklichen Verfolgungen der Christen. Nach Christi Geburt hatte die Herrschaft der Römer noch eine Dauer von 450 Jahren; da brach die Macht des entarteten Volkes zusammen. Deutsche Völkerschaften haben Rom im Jahre 476 nach Chr. Geburt erobert und seiner Herrschaft ein Ende gemacht. — Den allezeit weisen und heiligen Absichten Gottes hat Rom auch dienen müssen. Als die Macht der Römer unter Augustus am höchsten gekommen war, da wurde in dem unterjochten Palästina der Held geboren, dem die Völker

anhangen sollten in freiwilligem Gehorsam, und da durch die Römer die wichtigsten Völker verbunden waren, so waren nun die Wege in alle Welt gebahnt für die Füsse der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König. (Jes. 52, 7.)

Hermann, der Befreier Deutschlands.

Unter der Regierung des Kaisers Augustus machten die Römer große Anstrengungen, Deutschland zu erobern. Am Rhein hatten sie feste Lager, und von hier aus unternahmen sie ihre Kriegszüge in das Innere von Deutschland. Die Gegenden zwischen dem Rhein und der Weser waren ihnen dem Anscheine nach schon gänzlich unterworfen. Gegen das Jahr 9 nach Christi Geburt führte in Deutschland den Oberbefehl ein gewisser Varus, der vorher Landpfleger in Syrien gewesen und dort Jerusalem und das jüdische Volk hatte drücken und aussaugen helfen. Denn als er dorthin kam, war er arm und das Land reich; als er wieder abzog, war er reich und das Land arm. Dieser Mann betrachtete die Deutschen als völlig überwundene Barbaren; er hielt schon auf römische Weise Gericht in den deutschen Gauen, und was die Deutschen am meisten aufbrachte, er ließ nach römischer Sitte die Beile mit Ruthenbündeln vor sich hertragen, welche ein Zeichen seines Rechts über Leben und Tod und der körperlichen Züchtigung sein sollten.

Dennoch wurde der Unwille lange nicht laut, und Varus hielt die Herrschaft der Römer in Deutschland für gegründet. Aber so dachte Hermann der Cherusker nicht. Das Joch eines fremden Volkes mit fremder Sprache und verdorbenen Sitten schien ihm so unerträglich, daß es unter jeder Bedingung abgeschüttelt werden müsse. Hermann war eines cheruskischen Fürsten Sohn, von fürstlicher Gesinnung und an Gestalt und Tapferkeit ein wahrer Held. Er war als Knabe nach Rom gekommen und hatte die Römer mit ihrer Staats- und Kriegskunst, sowie mit allen ihren Lastern genau kennen gelernt. Sein Haß gegen das Römervolk wurde unauslöschlich. Er kehrte zu seinem Volke zurück, begeisterte mit seiner Rede die übrigen Fürsten und Anführer

desselben, und trat an die Spitze des cheruskischen Bundes, der fast alle westfälischen Völkerschaften umfaßte, um den verhaßten Feinden den Untergang zu bereiten. Varus merkte in seinem Hochmuthe nichts. Selbst als ein Fürst der Chatten (Hessen) ihm den ganzen Plan verrieth, blieb er in seiner Sicherheit und hielt die Deutschen für viel zu einfältig, als daß sie einen so klugen Anschlag erdenken sollten. Um den Varus von seinem festen Lager weg in gefährlichere Gegenden zu locken, mußte ein entferntes Volk einen Aufstand erregen. Varus brach mit einem Heere von mindestens 40000 Mann gegen dasselbe auf. Unter dem Vorwande ihre Streitkräfte zum Schutze der Römer herbei zu holen, entfernten sich die verbündeten Fürsten von Varus. Als die Römer mitten in den Wildnissen des Teutoburger Waldes waren, in der Gegend der Dörenschlucht, brachen verabredeter Weise die Deutschen von allen Seiten auf sie los. Die Römer dachten an keinen Angriff; ohne Ordnung, mit vielem Gepäck, sogar mit einem Haufen von Frauen und Kindern zogen sie durch das rauhe Waldgebirge. Der Sturmwind brauste in den Gipfeln der Bäume, und der Boden war von vielem Regen ganz durchweicht. Da kamen plötzlich von allen Höhen und aus allen Schluchten die Schaaren der Deutschen, die solche Wege und solches Wetter gewohnt waren, hervor und griffen die erschrockenen Römer an. Diese ordneten sich, so gut sie in den unwegsamen Gegenden konnten, nahmen das Gepäck und den Troß in die Mitte und vertheidigten sich. Aber die Sehnen der Bogen waren vom Regen erschlafft, die übrigen Waffen auch großentheils verdorben; auf dem schlüpfrigen Boden konnten sie in ihrer schweren Rüstung keinen Fuß fassen und den Deutschen überhaupt wenig Schaden zufügen. Am Abend endlich gelang es ihnen, einen Platz zum Lager zu finden und sich zu verschanzen, so daß sie doch einige Stunden ausruhen konnten. Am andern Morgen aber mußten sie weiter; ihre einzige Hoffnung war, sich bis zu ihren festen Plätzen durchzuschlagen, aber mit neuer Wuth griffen die Deutschen an, erschlugen eine Menge und jubelten laut, daß der Römerhaufen immer kleiner und kleiner wurde. Noch einmal versuchten die Römer, ein Lager aufzuschlagen, aber die Deutschen ließen ihnen nicht Zeit dazu. Mit verdoppelter Anstrengung und hellem Schlachtgesange stürmten sie von allen Seiten heran; der Feldherr Varus verlor

gänzlich den Muth und stürzte sich, nachdem er schon mehrere Wunden erhalten hatte, selbst in sein Schwert; viele Anführer folgten seinem Beispiele. Nur wenige Römer entkamen, fast alle fielen als Opfer der Erbitterung eines freien, schwer gereizten Volkes. Von den Gefangenen wurden mehrere den vaterländischen Göttern geschlachtet, und die, denen das Leben geschenkt wurde, mußten die niedrigsten Sclavendienste verrichten. Mancher, der zu Rom in einem prachtvollen Palaste gewohnt und die ansehnlichsten Aemter verwaltet hatte, ging jetzt als Hirt traurig hinter den deutschen Heerden her oder diente als Dorfwächter. Das härteste Loos aber traf die gefangenen Advokaten. Einem von diesen rissen sie im Zorn sogar die Zunge aus, unter dem Zurufe: „Nun höre auf zu zischen, Natter.“ Die Nachricht von dieser Niederlage verbreitete zu Rom Furcht und Schrecken. Laut klagte der alte Kaiser, rannte wie ein Wahnsinniger mit dem Kopfe gegen die Wand, und rief dabei aus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Schnell wurde ein neues Heer geworben und nach dem Rhein geschickt. Der Stiefsohn des Augustus, Tiberius, der dies Heer befehligte, fand zu seiner Verwunderung hier alles in tiefer Ruhe. Nicht um zu erobern waren die Deutschen aufgestanden, sondern um die Freiheit des eignen Landes zu schirmen. Tiberius ging zwar über den Rhein und verwüstete einige Gegenden, kehrte aber schnell zurück, sobald er von dem Anzuge eines deutschen Heeres hörte. Als er nicht lange nachher selbst Kaiser wurde, erhielt der tapfere Germanicus den Oberbefehl über das römische Heer am Rhein. Dieser drang siegreich in Deutschland bis zur Wahlstatt des Varus vor. Erschütternd war der Anblick. Schon aus der Ferne leuchteten die von Wind und Wetter gebleichten Gebeine der Erschlagenen. Nackte Schädel stierten vonden Baumstämmen herab. Noch standen die Altäre, auf welchen die Hauptleute der Römer geblutet. Germanicus ließ im sechsten Jahre nach dem Unglückstage die Gebeine beerdigen und ein Todtenmal errichten. Dann zog er racheschnaubend tiefer in das Land hinein. Da aber kommt Hermann abermals mit Sturmeseile aus den Wäldern herangeflogen und mit dem Rufe: „Ein zweiter Varus und seine Legionen!“ wirft er sich mit Löwengrimm auf den erschrockenen Feind. Bald sind dessen Reihen durchbrochen; und nun wirft Alles Wehr und Waffen ab und eilt voll Entsetzen zurück nach dem Rhein,

und ruht nicht eher, als bis der Strom mit seinen gewaltigen Fluthen vor den nachsetzenden Deutschen schützt. So blieben auch des Germanicus Kriegszüge ohne Erfolg. Weder ihm noch irgend einem seiner Nachfolger gelang es, festen Fuß auf deutschem Boden zu fassen. Deutschland war und blieb ein freies Land.

Der Anfang der christlichen Kirche.

Das Reich Gottes auf Erden aufzurichten, dazu war der Sohn Gottes in die Welt gekommen, und hatte durch seinen Tod und seine Auferstehung den Grund dazu gelegt, daß nun alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Um diese frohe Botschaft des Heils allen Völkern der Erde anzubieten, hatte Jesus bei seiner Himmelfahrt die zwölf Jünger ausgesandt. Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war und die Zwölfe mit dem heiligen Geiste ausgerüstet waren, begann sofort die Sammlung der Gläubigen auch zu einer sichtbaren Gemeinschaft. Es wurden an jenem Tage hinzugethan bei 3000 Seelen, die an den Herrn Jesus gläubig geworden waren. So hatte die christliche Kirche, die Gemeinschaft der Bekenner Christi, ihren Anfang genommen. Sie wurde in jenen Tagen immer zahlreicher und die ersten Christen konnten sich bauen bei äußerlichem Frieden; denn die Gemeinde zu Jerusalem, die erste Christengemeinde, hatte Gnade bei dem ganzen Volke.

Doch die ruhigen Zeiten der Gemeinde hatten bald ein Ende. Nachdem das junge Bäumlein innerlich genug erstarkt war, ließ der Herr die Stürme darüber kommen, die aber nur dazu dienten, es noch mehr zu befestigen. Nach dem Tode des Stephanus, der die Ehre hatte, der Erstling der Blutzeugen zu werden, erhob sich die erste Verfolgung gegen die Christen in Jerusalem, welche zum Theil ins Gefängniß geführt, zum Theil getödtet wurden. Die Übrigen aber zerstreuten sich und trugen das Wort des Lebens in alle Städte von Judäa und Galiläa, nach Samarien, Phönizien und Syrien. Die Juden verfolgten die Christen, weil sie Aergerniß daran nahmen, daß sie den schmachvoll gekreuzigten Jesus von Nazareth als ihren Herrn und König anerkennen sollten. Auch unter den Heiden waren es nur Einzelne, die zum

Glauben an Christus kamen. Die Mehrzahl derselben hatte gegen das Christenthum eine feindliche Gesinnung, welche bald in offenbare Verfolgung der Christen überging, weil es ihnen als eine Thorheit vorkam, daß das Heil der Welt von einem Gekreuzigten ausgehen sollte.

Trübsale und Verfolgungen der ersten Christen.

Wäre das Werk aus den Menschen gewesen, so würden die vielfachen Gefahren, mit welchen die christliche Kirche zu kämpfen hatte, ihr einen sichern Untergang bereitet haben; da es aber aus Gott war, so konnte keine Gewalt der Erde es dämpfen.

Von den Juden hatten freilich die Christen nicht lange mehr zu leiden, weil die Römer unter Titus im Jahre 70 n. Chr. Jerusalem eroberten, die Stadt und den Tempel verbrannten, und die Einwohner des Landes, nachdem über eine Million derselben durch die Gräuel dieses Krieges umgekommen war, über den ganzen Erdkreis zerstreuten. Allein über volle zwei Jahrhunderte blieb die Kirche noch den Nachstellungen des heidnischen Volkes wie den Strafgesetzen der römischen Kaiser ausgesetzt, ehe sie zur Ruhe gelangte.

Die heidnischen Priester bemerkten mit Schrecken, daß ihre Tempel immer leerer wurden, daß ihr Ansehen mehr und mehr dahinsank, weil die Zahl der Götzendiener durch die Predigt des Evangeliums von Tag zu Tag sich verminderte. Ergrimmt hierüber, schilderten sie die Anhänger der neuen Lehre als die abscheulichsten und gefährlichsten Menschen und beschuldigten sie der entsetzlichsten Laster. Sie behaupteten, daß diese Christen die Obrigkeiten verachteten, sich bei nächtlichen Gelagen der schändlichsten Unzucht ergäben, und sogar Menschenopfer schlachteten. Ereigneten sich Landplagen, entstand Pest oder Hungersnoth, so wurde den Christen die Schuld beigemessen. Es war kein Wunder, daß das heidnische Volk sich durch solche Anklagen bethören ließ, und in Haß und Wuth gegen die Bekenner Christi ausbrach, sie oft bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen überfiel, und mordete, was nicht fliehen konnte.

Den Anfang mit diesen Verfolgungen, deren man gewöhnlich 10 zählt, machte der grausame Kaiser Nero. Um

sich den Anblick einer großen Feuersbrunst zu verschaffen, ließ er die prächtige Stadt Rom an mehreren Ecken anzünden und klagte nachher die Christen als Brandstifter an. Zwei Jahre lang wüthete er gegen die Unglücklichen, und ließ Tausende mit der unmenschlichsten Grausamkeit hinrichten. Bald wurden sie in Thierhäute eingenäht und großen Hunden zum Zerreißen vorgeworfen, bald mit Leinwand umwickelt, mit Pech oder andern brennbaren Stoffen übergossen, wie Pfähle in die Erde gegraben, und dann wie Lichter von oben her angezündet. Dieser Unmensch, von Gewissensbissen gefoltert, ermordete sich im J. 68 selbst. Ebenso grausam gegen die Christen waren die Kaiser Decius (250) und Diocletion (303). Jede Christenverfolgung war aber nur eine Christenvermehrung. Denn die heldenmüthige Verachtung des Todes, welche die verfolgten Christen allenthalben bewiesen, machte selbst auf die Heiden einen tiefen Eindruck. Sie mußten es unwillkürlich fühlen, daß eine Religion, für welche das Leben mit solcher Freudigkeit hingeopfert wurde, unendlich mehr Werth habe, als ihr Götzendienst, den sie längst zu bespotten gewohnt waren. So geschah es häufig, daß am Grabe eines zu Tode gequälten Christen Tausende dem Heidenthume entsagten, und sich auf den Namen des Gekreuzigten taufen ließen.

Wer standhaft für seinen Glauben gestorben war, wurde von seinen Mitchristen unter dem Namen Märtyrer gepriesen und sein Gedächtniß in Ehren gehalten. Eine Menge Züge bewunderungswürdigen Glaubensmuthes sind uns aus jener Zeit aufbehalten.

Der Bischof Ignatius, der noch ein Schüler des Apostels Johannes gewesen war, wurde von dem römischen Kaiser Trajan verurtheilt, den wilden Thieren bei den römischen Kampfspielen vorgeworfen zu werden. Er sprach: „Werfe man mich in's Feuer oder vor die wilden Thiere, nagele man mich an's Kreuz, zerreiße man mir alle meine Glieder: es sei so, wenn ich nur Jesum Christum verehren darf.“ Als er die Löwen, die ihn verschlingen sollten, sah, rief er: „Ich bin Christi Weizenkorn, das der Zahn wilder Thiere erst zermalmen muß, damit es als reines Brot erfunden werde.“

Polykarpus, auch ein Schüler des Johannes und Bischof von Smyrna, stand als ein Greis von 90 Jahren vor dem Richterstuhle der Heiden. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, ihn zum Abfall von Christo zu bewegen. „Bedenke

dein hohes Alter, schwöre beim Kaiser, fluche nur Christo," sprach der Richter, „so lasse ich dich los." Aber in tiefer Rührung erwiederte der fromme Greis: „86 Jahre habe ich Christo gedient und er hat mir nie etwas zu Leide gethan, sollte ich meinem Könige fluchen, der mich hat selig gemacht?" Als er auf dem Scheiterhaufen stand, pries er Gott mit lauter Stimme, daß er ihn gewürdigt habe, Theil zu nehmen an dem Kelche seines Herrn Jesu Christi.

Als die habsüchtigen Heiden von Laurentius, dem ersten Diakon an der Kirche zu Rom, die Schätze der Kirche forderten, führte er die Armen, die Lahmen, die Krüppel herbei mit dem Bedeuten, diese seien die wahren Reichthümer der Kirche. Das verdroß aber die Heiden, sie ließen ihn entkleiden und legten ihn auf einen eisernen Rost, um ihn durch langsames Feuer zu tödten.

Aber nicht bloß Männer, auch Frauen und Jungfrauen und Kinder erkämpften sich in jenen Zeiten der Drangsale die Märtyrerkrone.

Blandina, eine Sclavin in Lyon, wurde vom Morgen bis an den Abend mit allen Arten von Martern so gepeinigt, daß endlich die Peiniger selbst ermüdeten, und gestanden, es sei ihnen unbegreiflich, wie sie noch leben könne, und doch blieb sie bei dem Bekenntniß: „Ich bin eine Christin, und das Böse, was man den Christen nachsagt, ist Verleumdung."

Mit ihr starb zugleich ein 15jähriger Knabe, Ponticus, welcher mehrere Tage lang die Martern vieler Christen mit ansehen mußte, und doch freudig und standhaft in den Tod ging mit dem Ruf: „Ich bin ein Christ!"

Weil Perpetua, eine vornehme Frau, Christum nicht verleugnen wollte, hatte man ihr den Säugling von der Brust gerissen und sie selber ins Gefängniß geworfen. In dem Kerker trat ihr Vater, ein Heide, zu ihr, und sprach: „Habe Mitleid, meine Tochter, mit meinen grauen Haaren und mit dem Kinde, das dich nicht überleben kann. Laß dich erweichen und opfere den Göttern." Dann küßte er ihr die Hände, warf sich zu ihren Füßen und beschwor sie, seiner Bitte Gehör zu geben. Und doch widerstand sie um deß willen, der gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter oder Weib oder Kind mehr liebt als mich, ist mein nicht werth," und empfing geduldig den Todesstoß von der Hand des Henkers.

Das Blut dieser Märtyrer ist der Same der Kirche ge-

worden. Hunderttausende von Christen haben in den verschiedenen Verfolgungen ihr Leben verloren, und doch nahm ihre Zahl so zu, daß der Kaiser Konstantin (333) endlich das Christenthum öffentlich anerkennen und den Christen freien Gottesdienst gewähren mußte. Das Reich Christi, das so lange unter Trübsal und Verfolgung geseufzt hatte, wurde nun im römischen Reiche und damit in der halben Welt aufgerichtet.

Muhamed.

In Asien war der Same des göttlichen Wortes zuerst ausgestreut worden, und hatte hier anfangs reichliche Früchte getragen. Aber nach den ersten Jahrhunderten kam der Verfall in Lehre und Leben der Kirche, weshalb sie nicht wie im Anfange dem von außen auf sie eindringenden Feinde widerstehen konnte. Es erhob sich nämlich im Jahr 620 zu Mekka in Arabien ein Mann Namens Muhamed, der sich als Prophet ausgab, und stiftete eine neue Religion, zu der sich nebst vielen andern Völkern jetzt noch die Türken bekennen. Er fand so unglaublich schnellen Eingang mit seiner neuen Lehre, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts der christlichen Kirche mehr als die Hälfte ihrer schönsten Besitzungen entrissen waren. Muhamed war im Jahr 569 nach Chr. zu Mekka geboren. Er gehörte zu dem arabischen Stamme der Koreischiten, welche die Regierung zu Mekka und die Aufsicht über den berühmten Tempel, die Kaaba, erblich besaßen. Zu diesem Tempel wallfahrten die Araber seit undenklichen Zeiten, weil in demselben ein schwarzer Stein verwahrt und verehrt wird, von dem sie glauben, daß ihn Abraham, als er diesen Tempel gebaut, von Gott empfangen habe.

Muhamed's Eltern starben früh. Sie hinterließen ihm nur fünf Kameele und eine alte Sclavin als Erbschaft. Ein reicher Oheim erzog ihn und bestimmte ihn zum Kaufmannsstande. Von seinem 25sten bis 40sten Jahre führte er mit großer Treue die Handelsgeschäfte einer reichen Wittwe; aus Dankbarkeit heirathete ihn dieselbe und machte ihn zu einem reichen Mann. Hernach verlor er aber sein Vermögen, lebte nun eine Zeit lang, von allen Menschen geschieden, in einer Höhle, und trat dann plötzlich mit der Erklärung hervor, der

Engel Gabriel habe ihm den Auftrag an seine Landsleute gegeben, den Götzendienst zu zerstören und den reinen Glauben ihres Vaters Abraham wieder herzustellen. Seine hohe Beredsamkeit und seine große Menschenkenntniß gewannen ihm den Weg zu den Herzen seines Volkes. Anfangs waren seine eigenen Stammgenossen, die Koreischiten, seine heftigsten Gegner. Diese fürchteten, seine Lehre möchte die alte Religion und den Tempel untergraben, und trachteten ihm deshalb nach dem Leben. Er floh im Jahre 622 nach Chr. in eine mit Mekka in Feindschaft stehende Stadt Medina. Hier wurde er mit offenen Armen empfangen und die Zahl seiner Anhänger mehrte sich unglaublich schnell. Mit dem Jahr dieser Flucht (Hedschra genannt) beginnen die Muhamedaner ihre Zeitrechnung; doch rechnen sie nicht, wie wir, nach Sonnenjahren, sondern nach Mondjahren von 354 Tagen.

Nachdem sich Muhamed einen bedeutenden Anhang verschafft hatte, zog er wieder nach Mekka und eroberte die Stadt. Nun wurde er immer kühner. Er erklärte, er habe den Auftrag von Gott empfangen, seine Lehre mit Feuer und Schwert auszubreiten; wer sich ihm nicht unterwerfe, der müsse sterben. Ein großes Heer beutelustiger Streiter sammelte sich um ihn, und mit diesem zog er siegend umher. Arabien und die umliegenden Länder hatte er bereits unterjocht und er würde ohne Zweifel seine Eroberungen noch weiter fortgesetzt haben, allein er starb 63 Jahre alt, im Jahre 632, wie man sagt, an vergiftetem Fleische, das ihm eine Jüdin vorgesetzt hatte, um zu erfahren, ob er auch wie Andere ein sterblicher Mensch sei.

Der Hauptsatz von Muhameds Glaubenslehre ist: Es ist nur ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet. Als nothwendige Pflichten gebot er: Tägliches Waschen und Gebet, Fasten zu gewissen Zeiten, Almosen geben und wenigstens einmal im Leben zu wallfahrten nach Mekka. Außerdem führte Muhamed bei seinen Anhängern die Beschneidung und die Feier des Freitages ein. Er verbot den Genuß des Schweinefleisches, des Weintrinkens und alle Glücksspiele. Um die Tapferkeit seiner Krieger anzufeuern, lehrte er, jeder Mensch stehe unter einem unabänderlichen Schicksale, dem er durchaus nicht entgehen könne. Wer fallen solle, der falle auch fern von der Schlacht; wen Gott erhal-

ten wolle, der dürfe sich dreist in alle Lanzen, Pfeile und Schwerter der Feinde stürzen. Allen Tapfern und Gläubigen verhieß er zum Lohn das Paradies, wo sie in lauter sinnlichen Freuden schwelgen, an reich besetzten Tafeln sich ergetzen und in ewiger Jugendfülle prangen sollten.

Muhameds Lehre ist nicht von Gott; sie deckt die Sünde im Innern des menschlichen Herzens nicht auf, viel weniger vermag sie den Schaden zu heilen; sie ist keine Gotteskraft, die selig macht, sondern eine trügerische menschliche Erfindung, die weder Macht hat zu trösten, noch das Innerste des Menschen zu erneuen. Mehrere Jahre nach Muhameds Tode wurden seine Aussprüche und Lehren gesammelt und in ein Buch geschrieben, welches der Koran heißt und bei den Muhamedanern für heilig gehalten wird. Auch vieles aus der biblischen Geschichte von Noah, Abraham, Joseph und Moses steht darin, aber immer ganz verunstaltet.

Die Nachfolger Muhameds nannten sich Chalifen d. h. Stellvertreter des Propheten. Sie fuhren fort, den neuen Glauben mit Feuer und Schwert auszubreiten. Es schien wirklich, als könne keine Macht den kühnen Sarazenen (so nannte man später die Muhamedaner) Widerstand thun. Im Morgenlande überwanden sie das mächtige Reich der Perser; ihre siegreichen Heere standen vor den Thoren von Konstantinopel. Die Inseln Sizilien, Sardinien und die ganze Nordküste von Afrika waren unterworfen. Einer ihrer Feldherrn Tarik setzte von Afrika nach Spanien über, und setzte sich auf einem Berge fest, der seitdem den Namen Gibel al Tarik d. i. Berg des Tarik bekam, woraus der Name Gibraltar entstanden ist. Spanien wurde erobert und ganz Europa zitterte, denn schon brachen die Sarazenen aus Spanien hervor und suchten Frankreich zu erobern, um so im Siegeszuge weiter Deutschland, Ungarn, Griechenland, Kleinasien zu unterjochen und dem Muhamedanismus zu unterwerfen. Aber der Herr der Heerschaaren sprach auch zu diesen stolzen Kriegern: Bis hieher und nicht weiter! Sie wurden in Frankreich bei der Stadt Tours (732) von den Franken geschlagen und die Kirche des Abendlandes war so vor ihrem Schwerte und vor dem Gifthauche ihrer trügerischen Religion bewahrt.

Die Religion der alten Deutschen und die Einführung des Christenthums in Deutschland.

Als das Licht des Evangeliums zu unsern Vorfahren noch nicht gebracht war, lebten auch sie, wie die übrigen Völker, in der Blindheit des Heidenthums. Ihre Religion war zwar weit einfacher als die der meisten Völker, allein den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde kannten sie nicht, und ihren Göttern brachten sie zuweilen auch Menschenopfer. Sie verehrten die Sonne, die mit ihren Strahlen die feste Eisrinde des langen Winters sprengt, den Frühling hervorruft und neues Leben über die ganze Natur ausgießt; den Mond, der freundlich in die lange Winternacht sein Licht sendet und die dunkeln Wälder erhellt, daß der Wanderer seinen Weg finde und der Jäger seine Hütte; das Feuer, als Bild der Sonne. Ferner verehrten sie die Erde (Hertha), welche einer liebenden Mutter gleich, die Bedürfnisse des Lebens hervorbringt. Priester fuhren den mit Teppichen behangenen und mit geweihten Kühen bespannten Wagen der Göttin durch die deutschen Lande. Freude herrschte dann aller Orten. Es ruhte jede Fehde, bis sie die Göttin in ihr Heiligthum zurückführten. Als den höchsten Gott verehrten sie den Wodan, der auch den Namen Allvater führte. An ihn richtete man sein Gelübde, er verlieh den Sieg in den Schlachten. Den Gott, welcher über ihrem Haupte hinter schwarzem Gewölke furchtbar den Donner rollte und den Wetterstrahl schleuderte, verehrten sie unter dem Namen Thor oder Tunar. Als Göttin der Liebe und Freundschaft verehrten sie die Freia, wovon wir noch das Wort Freien für Heirathen haben. Der gemeinschaftliche Stammvater aller Deutschen, dem auch göttliche Ehre erwiesen wurde, hieß Tuisko oder Teut. Nach ihm nannten die Deutschen sich. Den Gottheiten waren die Wochentage geheiligt und nach ihnen benannt. Uebrigens verehrten sie ihre Götter nicht in Tempeln, sondern auf den Höhen der Berge, in dem Dunkel heiliger Haine. Viel hielten sie auf Vorbedeutungen; die Eule, der Rabe, der Kuckuck galten ihnen schicksalverkündend; — ein Aberglaube, der sich bis in unsere Zeit noch erhalten hat.

Erst im siebten und achten Jahrhundert nach Christo kamen Boten des Evangeliums nach Deutschland und zwar von England und Irland her. So bestanden schon viele

Christengemeinden in verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes, als der Mönch Winfried, auch Bonifacius genannt, aus Großbritannien kam, Thüringen, Bayern, Friesland und Hessen durchzog, das Evangelium predigend und Klöster gründend. Seine Wirksamkeit hatte jedoch das Nachtheilige, daß er die deutsche Kirche dem römischen Stuhle unterwarf, was er dem Papste bei seiner Anwesenheit in Rom hatte versprechen müssen, wofür dieser ihn zum obersten Bischof für ganz Deutschland ernannte.

Karl der Große.

In dem uralten Münster zu Aachen steht ein schlichter Grabstein, darauf sind die Worte zu lesen: „Karl dem Großen.“ Hiebei soll Jedermann des großen Kaisers Karl gedenken, dessen Namen vor mehr als 1000 Jahren weithin gepriesen und gefürchtet war. Er beherrschte von 768 bis 814 n. Chr. das große Frankreich, das nach und nach seine Grenzen über das heutige Frankreich, Deutschland bis zur Elbe, Holland und die Schweiz, einen Theil von Italien, Spanien und Ungarn ausdehnte. Karl hat selber 42 Feldzüge gemacht. Mit wenigen Ausnahmen war er überall siegreich. Am schwersten war für ihn der Krieg mit den Sachsen, die zwischen dem Rhein und der Elbe wohnten. Zwischen der Weser und der Elbe hießen sie Ostfalen, zwischen der Weser und dem Rhein Westfalen. In der Mitte zwischen diesen beiden Sachsenstämmen eingeengt, an den beiden Ufern der Weser, wohnte ein dritter Sachsenstamm, der von seiner Lage „Engern„ genannt wurde.

Als Karl zur Regierung kam, waren die Sachsen noch Heiden. Noch opferten sie in ihren Hainen dem Wodan und dem Thor. Oft machten sie Streifzüge in das fränkische Gebiet und kehrten dann mit Beute beladen wieder zurück. Solche Nachbarn waren Karl zuwider, zumal sie nur einige Tagereisen von seiner Hauptstadt Aachen entfernt waren. Auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 772 wurde der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. Der Kampf fing für die Franken glücklich an. Karl eroberte die Hauptfeste der Sachsen, die Eresburg an der Diemel, und zerstörte ihr größtes Heiligthum, die Irmensäule. Ob letztere ein Denkmal für

Hermann oder ein Götzenbild gewesen sei, weiß man nicht. Die Sachsen baten um Frieden und gaben Geißeln. Karl ging diesen Frieden um so lieber ein, weil ihn gerade Unruhen nach Italien riefen. Allein kaum hatte Karl den Zug nach Italien unternommen, so fingen die Sachsen den Krieg wieder an und drangen mit Feuer und Schwert in das fränkische Gebiet. Karl mußte umkehren. Mit unglaublicher Schnelligkeit legte er den weiten Weg zurück und stellte rasch die Ruhe und Ordnung wieder her. So konnte er zum zweiten Male nach Italien ziehen. Aber sehr bald kam auch schon wieder die Nachricht von einem neuen Aufstande der Sachsen. Er eilt mit seinen Schaaren abermals herbei, dringt bis zu den Quellen der Lippe vor und zwingt die Sachsen zum Frieden, viele sogar zur Annahme des Christenthums. Ganz Sachsen schien sich nun zu beugen unter das Joch des gewaltigen Siegers. Schon im folgenden Jahre 777 hielt Karl deshalb einen Reichstag in dem unterworfenen Lande, und zwar zu Paderborn, wo ein großer Theil der Sachsen erschien, um das Gelübde der Treue abzulegen. Nun hielt sich Karl auf dieser Seite für gesichert und unternahm einen Zug nach Spanien, wo damals noch die Erbfeinde der Christenheit saßen, die Mauren, die Karl gern aus Europa vertrieben hätte. Plötzlich erscholl das Gerücht, Karl sei in Spanien gefallen. Diesen Zeitpunkt hielten die Sachsen für geeignet, um das Frankenjoch abzuschütteln. Die Flammen des Aufruhrs schlugen wilder als je empor. An der Spitze der Sachsen stand Wittekind. Dieser war nicht unter denen gewesen, die sich früher unterworfen hatten, vielmehr war er zu dem Dänenkönige Siegfried geflohen. Jetzt zurückgekehrt, ließ er in wilder Wuth Alles zerstören, was an die verhaßte Herrschaft der Franken erinnern konnte. Das ganze Land zwischen der Weser und dem Rhein rauchte von Mord und Brand.

Als Karl aus Spanien heraneilte, zerstreute sich Wittekinds Heer, und siegreich zogen die Franken bis an die Elbe. An diesem Flusse legte Karl einige Festungen an und war nun seiner Herrschaft über die Sachsen so gewiß, daß er im nächsten Jahre (782) sogar sächsische Mannschaften ausheben ließ und sie mit einer Abtheilung seines Heeres gegen die räuberischen Slaven, welche östlich von der Elbe wohnten, ins Feld schickte. Das war aber noch zu viel gewagt. Wäre der

König selbst der Anführer gewesen, so möchten die Sachsen vielleicht willig gefolgt sein; allein seine Unterfeldherrn hatten nicht das rechte Ansehen unter ihnen. Bei dem Berge Süntel an der Weser, in der Gegend von Bückeburg, fielen die Sachsen über die Franken her und machten einen großen Theil nebst den Anführern nieder. Und der nimmer rastende Wittekind flog nun wieder von Gau zu Gau, aufrufend zum Streit für die Freiheit des Landes und die Religion der Väter. Karl gerieth in den heftigsten Zorn. Von diesem hingerissen, beging er ebenfalls eine Handlung, die seinen Ruhm befleckt hat. Er nahm eine Menge Volks gefangen und ließ darauf gegen 4500 Mann zum Schrecken der Übrigen und zur Strafe für die Ermordung seiner Franken bei Verden an der Aller enthaupten.

Aber diese blutige That brachte das ganze Sachsenvolk gegen ihn auf. Bis dahin hatten nur einzelne Anführer mit ihrem Kriegsgefolge gegen ihn gestritten. Jetzt stand der ganze sächsische Heerbann auf, vereinigte sich unter den Herzögen Wittekind und Alboin, und kämpfte in zwei blutigen Schlachten gegen den fränkischen König. Die erste, bei Thietmelle (jetzt Detmold) blieb unentschieden; in der zweiten aber, an der Hase im Osnabrückschen, siegte Karl. Die Sachsen wurden vollständig geschlagen, und auch den tapfern Herzögen entsank der Muth zum fernern Widerstande. Sie hatten sich nun überzeugt, daß der Gott der Christen mächtiger sei, als ihre heidnischen Götter; darum gelobten sie bei ihrer Unterwerfung, das Christenthum anzunehmen, und hielten Wort. Im folgenden Jahre kamen Wittekind und Alboin mit vielen vornehmen Sachsen nach Attigny in Frankreich und ließen sich taufen. Karl selbst war Pathe.

Im Ganzen hat der blutige Krieg 31 Jahre gedauert. Karl achtete die Sachsen wegen ihrer Tapferkeit. Sie behielten ihre frühern Gesetze und wurden auch später noch von ihren eigenen Herzögen regiert. Um die Segnungen des Christenthums dauerhaft in dem Sachsenlande zu machen, ließ Karl Kirchen und Klöster anlegen. Die Bisthümer Osnabrück, Paderborn, Münster, Verden, Bremen, Minden und Halberstadt sind von Karl gegründet worden.

Um die Bekehrung der Sachsen hat sich besonders Liudger verdient gemacht, welcher daher auch der Apostel der Sachsen genannt wird. Er stammte aus einer angesehenen

christlichen Familie in Friesland und genoß schon als Knabe den Unterricht in der Schule des berühmten Gregor von Utrecht. Nachdem er vorher bereits unter den Friesen als Missionar gewirkt hatte, wurde ihm von Karl dem Großen das südliche Westfalen als Arbeitsfeld angewiesen. Um das Jahr 800 wurde er Bischof von Münster, das damals Mimigard hieß, wo er den Bau des Domes begann und eine Domschule gründete, in welcher begabte Jünglinge für den Dienst der Kirche ausgebildet wurden. Er selbst versammelte die Schüler jeden Morgen um sich, um mit ihnen die h. Schrift zu lesen. Von da aus hat Liudger, welcher im Jahr 809 starb, jedenfalls einen großen Einfluß auf die Bekehrung unsrer Altvordern geübt.

Der Königsberg bei Heiligenkirchen und die Schlacht bei Detmold, 783 n. Chr. G.

Der Königsberg liegt eine gute halbe Stunde von Detmold an der alten, jetzt verlassenen Straße nach Paderborn, die sich über seinen Fuß in das Dorf Heiligenkirchen herabzieht. Das ringsum über Fruchtfeldern sich erhebende Haupt des Königsberges enthält eine ungefähr 300 Schritt lange Fläche, welche wegen ihres steinigen Bodens als Hude wenig Nutzen bringt, aber dagegen dem Freunde der Natur die anmuthigste Rundschau gewährt.

Doch der Königsberg entzückt uns nicht nur durch die malerischen Aussichten, die er uns gewährt, er belehrt uns auch über die Großthaten unserer Vorfahren, die tausend Jahre vor uns den vaterländischen Boden bewohnten. Seinen stolzen Namen hat nämlich dieser Berg von dem König Karl dem Großen, der auf dem breiten Gipfel desselben im Kriege mit den Sachsen eine bequeme Lagerstätte für sein Heer fand. Karl hatte bei Verden an der Aller eine große Anzahl von Sachsen enthaupten lassen. Im Schmerz über diese unmenschliche Grausamkeit erhob sich das ganze Volk der Sachsen aus seinen entlegensten Sitzen, um ihre gefallenen Brüder zu rächen. Die Ebene bei Detmold war der Sammelplatz. Von Paderborn her zog Karl gegen sie heran. Als Karl über den Teutoburger Wald kam, fand er den engen Paß, der bei Heiligenkirchen über den Königsberg nach der Ebene von

Detmold führt, von den Sachsen besetzt. Hier begann der Kampf; die Lage der Franken war schwierig. In ihrer Verlegenheit riefen sie die Heiligen um Hülfe an. Die Sachsen mußten sich zurückziehen, und Karl wählte sein Lager auf der Höhe des Berges, von welcher er die Ebene, worauf die Sachsen standen, übersehen konnten. Zum Andenken dieser Begebenheit nannten die Bewohner der Gegend diesen Berg den Königsberg. Dankbar für die Hülfe der Heiligen, gelobte Karl denselben eine Kirche. Diese wurde im Thale angelegt und der Heiligen Kirche genannt. So erzählt die Sage. — Karl drang nun vor. Bei Detmold auf dem Bruche traf er das Heer der Sachsen in Schlachtordnung. Auf beiden Seiten wurde tapfer gefochten; die Schlacht blieb zwar unentschieden, jedoch wurde Karl gezwungen, sich nach Paderborn zurückzuziehen. Nach ihrer Väter Weise verbrannten die Sachsen die Leichen ihrer gefallenen Brüder, sammelten die Asche in Urnen oder Todtentöpfe und verscharrten diese in den Sandhügeln der Waldhaide, die gleich hinter dem Dorfe Heidenoldendorf lieg, wo man seit Jahrhunderten so manche davon wieder ausgegraben hat. Nun zogen auch die Sachsen sich vom Schlachtfelde zurück und setzten sich wieder an der Hase im Osnabrückschen fest. Als Karl sein Heer in Paderborn wieder gestärkt hatte, brach er von neuem gegen die Sachsen auf. Der Weg führte ihn dabei wieder durch das Lippische. Auf diesem Marsche ließ Karl wahrscheinlich bei Schötmar eine Brücke über die Bega schlagen, da, wo noch jetzt die sogenannte Königsbrücke mit der daran liegenden Königswiese, worauf er sein Lager aufgeschlagen haben kann, sich befindet. Diese Brücke und diese Wiese theilen also, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit dem Königsberge bei Heiligenkirchen die Ehre, in einer der thatenreichsten Zeiten der ältesten vaterländischen Geschichte nach dem größten Könige seiner Zeit ihre Benennung erhalten zu haben.

Karl's des Großen Einrichtungen und Familienleben.

Wäre Karl nur Eroberer gewesen, so würde sein Verdienst gering und vorübergehend sein; denn schon bald nach seinem Tode zerfiel sein großes Reich. Sein Streben war

auf etwas Höheres und Edleres gerichtet. Wenn er als Held ein Volk mit dem Schwerte unterworfen hatte, so wollte er als Vater es auch beglücken. Unabläßig war er bemüht, seine Völker aufzuklären, sie weiser und besser zu machen. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit lebten an seinem Hofe und genossen seine Achtung und Freundschaft. Durch sie stiftete er viele Schulen. Er besuchte, wo er nur konnte, die Schulen selbst, um mit eigenen Augen zu sehen, ob auch seinen Vorschriften entsprochen würde. Einst fand er bei einem solchen Schulbesuche, daß die Söhne der Vornehmen den andern Kindern an Fleiß und Fortschritten weit nachstanden. Diese mußten sich zu seiner Rechten, jene aber zu seiner Linken stellen. Dann sagte er zu den armen, aber fleißigen Kindern im liebreichsten Tone: „Ich danke euch, meine Kinder, ihr habt meinen Wünschen entsprochen, euch zur Ehre und zum bleibenden Verdienst.“ Zürnend wandte er sich hierauf an die vornehmen, aber trägen Kinder mit den drohenden Worten: „Ihr Söhne der Edlen, die ihr euch der Trägheit und dem Müssiggange überlieẞet und meinen Befehlen ungehorsam gewesen seid, trotzet nur nicht auf Stand und Reichthum eurer Eltern; denn wisset, Nichtswürdige haben vor mir weder Rang noch Ehre. Werdet ihr nicht fleißige Schüler, so soll keiner von euch wieder vor meine Augen kommen.“

Zur Verherrlichung des Gottesdienstes ließ Karl Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen; denn seine Franken hatten noch eine gar rauhe Stimme. Ein Zeitgenosse vergleicht ihr Singen mit dem Gerumpel eines Lastwagens, der über einen Knüppeldamm fährt.

Vorzügliche Sorgfalt verwandte Karl auf die Rechtspflege. Für diese ernannte er angesehene, durch Alter und Erfahrung ausgezeichnete Männer, die den Namen Grafen führten. Diese Grafen hatten verschiedene Namen. Die, welche über einen Gau gesetzt waren, hießen Gaugrafen, über eine Burg, Burggrafen. Die Pfalzgrafen waren über die kaiserlichen Schlösser gesetzt, denn Pfalz bedeutet Schloß. Die Markgrafen bewachten die Marken oder Grenzen. Dabei forschte er fleißig nach, ob seine Diener ihre Pflichten auch gehörig erfüllten. Deshalb sandte er von Zeit zu Zeit Grafen, die daher Sendgrafen genannt wurden, in die Provinzen und ließ sich von Allem die genau-

esten Berichte erstatten. Selbst die kleinen Angelegenheiten seines Hauses ließ er nicht unbeachtet. Er durchsah mit der größten Genauigkeit die Rechnungen seiner Verwalter über Ausgabe und Einnahme. Wir haben noch eine Anweisung übrig, welche er für diese entworfen hat. Er bestimmt darin ganz genau, gleich einem erfahrenen Landwirthe, wie Butter, Käse, Honig bereitet, wie Wein gekeltert, wie viel Eier, wie viel Gänse, Enten und Hühner verkauft werden sollten.

Eine bestimmte Residenz hatte Karl nicht; er war bald hier, bald dort, am liebsten jedoch zu Aachen und Ingelheim bei Mainz. Die warmen Bäder zu Aachen, die schon die alten Römer kannten, schätzte er vorzüglich und ließ sie sehr erweitern.

Karl war von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe Stirn und überaus große lebendige Augen, die dem Freunde und Hülfebittenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und Schwimmer. Jagend trieb er sich in den Wäldern umher und bestand manchen heißen Kampf mit Wölfen, Bären und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er sehr nüchtern. Sein Schlaf war nur kurz. Selbst des Nachts stand er mehrmals von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der in seiner Jugend versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete, oder er stellte sich ans Fenster und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung den gestirnten Himmel. Eine so einfache Lebensweise erhöhte die ohnehin so gewaltige Körperkraft dieses Mannes, so daß man seinen Geschichtsschreibern wohl glauben darf, wenn sie erzählen, wie er mit leichter Mühe ein Hufeisen zerbrach, oder einen geharnischten Mann emporhob wie ein Kind, oder mit seinem gewaltigen Schlachtschwerte einem Feinde den Kopf bis in die Tiefe spaltete und Lasten hob, die ein gewöhnlicher Mann jetziger Zeit nicht von der Stelle rücken könnte.

Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Er trug ein leinenes Wamms und eben solche Beinkleider, einen Rock von einheimischem Tuch mit einem seidenen Streifen besetzt, Schuhe, die mit verschiedenfarbigen Bändern an die Füße befestigt waren, und bisweilen einen kurzen, weißen oder grünen Mantel. Aber stets hing ihm ein großes Schwert mit goldenem Wehrgehäng an der Seite. Nur an Reichs-

tagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabwallenden Talare, der mit goldenen Blumen wie übersäet war.

Merkwürdig, wie er gelebt hatte, wurde er auch begraben. Im vollen Kaiserschmucke, mit Krone und Schwert, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knien, ein Stück des heiligen Kreuzes auf dem Haupte, die goldene Pilgertasche um die Hüfte, wurde er, sitzend auf goldenem Stuhle, in die Gruft der von ihm gestifteten Marienkirche zu Aachen hinabgelassen. Nach seinem Tode lebte der Name des großen Karl in den Sagen und Liedern des Volkes fort, und wollte man einen Kaiser am höchsten preisen, dann sagte man: „Er hat gewaltet wie Karl der Große!"

Heinrich der Vogelsteller. (919—936.)

Heinrich, ein Herzog der Sachsen, war ein mächtiger frommer Herr. Darum wählten ihn auch die Deutschen zu ihrem Könige; und die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl brachten, fanden ihn auf dem Harze beim Finkenfang. Daher sei Beiname.

Zu seiner Zeit war Deutschland ein sehr unglückliches Land. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Hunnen oder Ungarn herein, trieben den Bauern ihr Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Sammelte sich ein Haufe deutscher Krieger und wollte gegen sie ziehen, dann waren sie sammt ihrer Beute schon lange wieder fort, weit über alle Berge. Von Nordosten her kamen die Wenden oder Slaven und machten es ebenso. Das war also eine traurige Zeit. Was that da der weise und bedächtige Heinrich? Zunächst schloß er einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn und versprach ihnen einen jährlichen Tribut. Dafür sollten sie dann nicht mehr nach Deutschland kommen und das Vieh wegtreiben. Sie waren das auch zufrieden, und nun begann im ganzen Reiche eine bessere Zeit. Ueberall fing man an, Häuser zu bauen und hier und da einen Haufen derselben mit einer Mauer zu umziehen. Solche ummauerte Oerter nannte man Stadt oder Burg und ihre Bewohner Bür-

ger. Aber die Städte waren noch leichter zu bauen als Bewohner darein zu bringen; denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts als Gräber.“ Da befahl Heinrich, die Leute sollten loosen, und je Einer aus Neun, den das Loos treffe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie das aber um so lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach viel freier wurden als die Bauern, welche damals ihren Edelleuten oder den Klöstern als Leibeigene dienen mußten. Nun fing auch in den Städten Einer an und machte für Alle die Kleider, ein Anderer für Alle die Schuhe; ein Dritter baute Häuser für die Andern; natürlich aber das alles nicht umsonst. Mit einem Worte, es entstanden die verschiedenen Handwerke. Bis dahin hatte nämlich Jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer, also alles mögliche selbst sein müssen. Und das ging gerade nicht sehr gut.

2.

Es wurden auch Jahrmärkte in die Städte verlegt. Die Handwerker konnten jetzt ihre vorräthigen Sachen leicht verkaufen. Diejenigen, welche dieselben Geschäfte trieben, thaten sich zusammen in eine Einigung, Innung oder Zunft. Solche Zünfte erhielten besondere Vorrechte und Freiheiten. Die Zünfte oder Gilden verabredeten gewisse Zunftgesetze oder Handwerksordnungen, welche der Kaiser bestätigte. Diese Bestätigung hieß der Gildenbrief, in welchem die Rechte und Freiheiten enthalten waren, und worin zugleich festgesetzt wurde, was die Meister eigentlich verfertigen und treiben durften. Einzelnen Meistern wurde von der Zunft die Aufsicht über die Gilde übertragen. Zur Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben erhob jede Zunft Abgaben von ihren Mitgliedern. Diese wurden in der Gildenlade aufbewahrt. Nur da, wo die Gildenlade war, konnte man Meister werden; ebenso wurden daselbst die Lehrjungen geprüft und losgesprochen. In Augsburg und Nürnberg gab es die ersten Zünfte. Durch die Zünfte war für das bessere Fortkommen der Arbeiter, sowie für die Güte und Vollkommenheit der Arbeit gesorgt, und ein Pfuscher konnte nicht aufkommen.

3.

Unterdessen war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn abgelaufen. Da kamen ihre Gesandten und forderten trotzig den alten Tribut. Aber Heinrich hatte ihnen einen andern Tribut zugedacht. Er ließ ihnen einen an Ohren und Schwanz verstümmelten räudigen Hund überreichen und dabei sagen, wenn sie einen andern Tribut wünschten, so möchten sie nur kommen und ihn holen. Da zogen die Gesandten unter furchtbaren Drohungen ab.

Im Frühlinge des Jahres 933 brachen die Ungarn in zwei großen Heeren racheschnaubend in Deutschland ein. Schrecken ging vor ihnen her. Wer fliehen konnte, floh. Das offene Land wurde verwüstet, ganze Dörfer verbrannt, und jetzt sah man, wie weise Heinrich durch die Anlegung von Städten und Burgen für sein Volk gesorgt hatte. Die Ungarn lagerten vor Merseburg, in der Meinung, hier seien alle Schätze aufgehäuft. Gegen dieses Heer zog Heinrich selbst und schlug auf einem Hügel an der Saale, den Feinden gegenüber, sein Lager auf. Drei Tage hinter einander stieg er in die Ebene hinab, nicht um anzugreifen, sondern um zuvor seine Leute an den Anblick der Barbaren zu gewöhnen. Der vierte Tag war von ihm zur Schlacht bestimmt. Als Heinrich das Zeichen zum Angriff gab, stürmten seine Krieger so gewaltig auf die Raubschaaren ein, daß diese nicht einmal den ersten Angriff aushielten, sondern alle erschrocken entflohen. Das Lager der Ungarn nebst dem ganzen Raube, selbst die schon als Sclaven fortgeschleppten Brüder fielen in des Siegers Hände. Es war ein herrlicher Sieg, dem Sieg des Hermann über Varus vergleichbar; denn es galt die Ausrottung der frechsten Räuber unsers Vaterlandes. Noch jetzt erhält ein jährlicher mit einem Volksfeste verbundener Gottesdienst im Kirchspiele Knuschberg bei Merseburg das Andenken an diesen glorreichen Sieg.

Heinrich IV. und Gregor VII. (1077 n. Chr.)

Heinrich IV. war erst 6 Jahre alt, als sein Vater starb. Anfangs übernahm seine Mutter, die Kaiserin Agnes, seine Erziehung und die Verwaltung des Reichs. Der Erz-

bischof Hanno von Cöln ging aber mit dem Plane um, das unschuldige Kind seiner Mutter zu entziehen und selbst die vormundschaftliche Regierung zu führen. Zu Kaiserswerth am Rhein wurde ein glänzendes Freudenfest veranstaltet und die Mutter mit ihrem Sohn hiezu eingeladen. Man lockte den jungen Prinzen auf ein Schiff und entführte ihn vor den Augen seiner Mutter an das jenseitige Ufer. Dann brachte man ihn nach Cöln, wo ihn der Erzbischof sehr strenge und eingezogen hielt. Drei Jahre nachher, als Hanno nach Rom reisen mußte, gelang es jedoch dem Erzbischofe Adalbert von Bremen, den jungen Gefangenen zu befreien und mit sich nach Sachsen zu führen. Dieser ränkevolle Mann suchte Heinrich durch eine schlechte Erziehung zu verderben und flößte ihm einen unverständigen Haß gegen die Sachsen ein, mit denen er selbst in beständigem Streite lag. Da drohten die deutschen Fürsten, einen andern König zu wählen, wenn Heinrich sich nicht von ihrem Feinde trenne. Das geschah denn auch endlich; aber der stolze, launenhafte 16jährige Jüngling erlaubte sich gegen die Sachsen solche Ungerechtigkeiten, daß die erbitterten Feinde sich an den Papst wandten, mit welchem Heinrich ebenfalls in der größten Spannung lebte.

Um diese Zeit saß Gregor VII. auf dem päpstlichen Stuhle, ein Mann von hoher Gelehrsamkeit, strengen Sitten und eiserner Festigkeit des Willens. Er war der Sohn eines Zimmermanns und hieß ursprünglich Hildebrand. Durch ihn wurde die päpstliche Macht auf den höchsten Gipfel erhoben. Er erklärte, der Papst sei der Nachfolger des Petrus, er sei der Statthalter Christi auf Erden; seine Gewalt sei allein von Gott, ihn könne deshalb Niemand richten. Die geistliche Gewalt müsse die weltliche leiten und beleben, wie die Sonne den Mond und die Seele den Leib. Um die Kirche gänzlich von der weltlichen Macht unabhängig zu machen, gebot er: 1) Kein geistliches Amt solle mehr um Geld verkauft werden (Simonie). 2) Kein Fürst solle mehr ein geistliches Amt ertheilen dürfen; von nun an solle einzig der Papst das Recht haben, Bischöfe zu ernennen und ihnen die Zeichen ihrer Würde, Ring und Stab, zu geben (Investiturrecht). 3) Kein Geistlicher solle verheirathet sein (Cölibat).

Bei diesem Mann war nun Heinrich von den Sachsen verklagt. Gregor forderte ihn zur Rechenschaft. Als Hein-

rich diese Zumuthung zurückwies und den Papst absetzen wollte, sprach der Papst den Bann über ihn aus und alle Deutschen von dem Eide der Treue gegen ihn los. Anfangs lachte jener darüber; bald aber erklärten ihm die deutschen Fürsten, einen andern Kaiser wählen zu wollen, wenn er sich nicht mit dem Papste versöhne. Da entschloß sich der Kaiser nach Italien zu reisen. Im Januar des Jahres 1077 trat er mit seiner Gemahlin, seinem Söhnlein und einem kleinen Gefolge die Pilgerfahrt an. Unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren kam er nach Oberitalien.

Gregor war bei Heinrichs Ankunft gerade auf einer Reise nach Deutschland begriffen; er erschrack, als er hörte, der Kaiser sei im Anmarsche; denn er meinte, Heinrich komme, um sich für die ihm angethane Schmach zu rächen. Und wirklich hätte Heinich solches thun können; denn die lombardischen Großen und Bischöfe empfingen ihn mit Jubel in der Hoffnung, er werde sie gegen den herrschsüchtigen Gregor anführen. Sie boten ihm alle ihre Hülfe an; Heinrich aber wies sie mit den Worten zurück: „Ich bin nicht gekommen zu kämpfen, sondern Buße zu thun."

Gregor war schnell in das feste Schloß Canossa zu seiner Freundin, der reichen Markgräfin Mathilde von Toskana, geflohen. Sobald Heinrich in Canossa anlangte, ließ er durch die Markgräfin den Papst bitten, ihn vom Bann zu lösen; er wolle sich jeder Bußübung unterziehen, die derselbe ihm auferlegen würde. Gregor wollte ihn erst gar nicht sehen; auf Fürbitte der Mathilde aber wurde er endlich in den vordersten Hof der Burg gelassen. Hier mußte er seine sämmtliche Kleidung ablegen und erhielt dagegen bloß ein wollenes Büßergewand. So mußte der Kaiser Deutschlands mit entblößtem Haupte, mit bloßen Füßen, unter freiem Himmel, mitten im Winter, ohne Speise und Trank, 3 Tage und 3 Nächte stehen. Endlich am vierten Tage sprach ihn der Papst unter der Bedingung vom Bann los, daß er sich der königlichen Herrschaft enthielte, bis auf einem Reichstage entschieden sei, ob er König bleiben solle oder nicht.

Mit Unwillen und Zorn im Herzen kehrte Heinrich nach Deutschland zurück, wo die Fürsten während seiner Abwesenheit einen andern Kaiser gewählt hatten: Rudolf von Schwaben, den aber Heinrich bald besiegte; und die Zahl seiner Anhänger wurde von Tage zu Tage größer. Der Papst aber, der

sich für Rudolf erklärt hatte, that ihn wieder in den Bann. Aber diesmal wollte Heinrich nicht als Büßender um Gnade flehen; mit einem mächtigen Heere erschien er vor Rom, den Papst zu züchtigen. Er erklärte denselben für abgesetzt und ließ einen neuen Papst wählen. Fast 3 Jahre wurde der unbeugsame Gregor in Rom hart belagert. Endlich gelang es einem tapfern italienischen Ritter, denselben zu befreien und nach Salerno in Sicherheit zu bringen, wo er bald darauf starb.

Die Kreuzzüge. (1096 — 1290.)

Schon seit Jahrhunderten war es Sitte, daß fromme Christen eine Reise nach dem heiligen Lande machten, weil sie wähnten, da, wo der Erlöser einst gewandelt hatte, andächtiger beten zu können, obgleich der Heiland selbst sagt: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Solche Reisen nach dem heiligen Lande wurden Wallfahrten genannt, die Reisenden hießen Pilger. Meistens brachten sie ein Andenken mit zurück, etwa einen angeblichen Nagel oder Span aus dem Kreuze Christi, und dergleichen. Solche Sachen nannte man Reliquien. Bis gegen Ende des elften Jahrhunderts hatten die Besitzer des heiligen Grabes, die Türken, die Christen auf ihren Wallfahrten nicht gestört; jetzt aber fingen sie an, die Christen zu bedrücken. Um diese Zeit machte auch ein Einsiedler Namens Peter von Amiens eine Wallfahrt nach Jerusalem und wurde von den Türken mißhandelt. Da entstand in ihm der Vorsatz, zur Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Ungläubigen sein Möglichstes zu thun. Baarfuß und baarhaupt auf einem alten Esel reitend, durchzog er die Abendländer und schilderte mit lebhaften Farben das Elend der Christen in Jerusalem. Im Jahre 1095 kam er auch nach Italien zu dem damaligen Papst Urban II., der ihn aufmunterte, in seinem Eifer fortzufahren, und ihm Beistand versprach. Der Papst hielt eine große Versammlung zu Clermont in Frankreich, wo er die Christen aufforderte, das heilige Land den Türken zu entreißen. Allen Theilnehmern versprach er Vergebung der Sünden. Alle riefen begeistert aus: „Ja, Gott will es!“ Wer Theil

nehmen wollte, heftete ein rothes Kreuz auf die Schulter, wovon diese Kriege den Namen Kreuzzüge erhalten haben. Im Frühjahr 1096 begannen dieselben. Den ersten Zug führte Peter von Amiens. Da Peter den Haufen für sich allein zu groß fand, so überließ er einen Theil desselben der Führung eines Ritters Walther, der wegen seiner Armuth Walther von Habenichts genannt wurde. Ihren Weg nahmen sie durch Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel, welches zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt war. Den zweiten Zug, bestehend aus den edelsten Rittern Frankreichs und Deutschlands, führte der tapfere Herzog Gottfried von Bouillon. Nach unsäglichen Mühseligkeiten und den beständigen Angriffen der Türken kamen die Kreuzfahrer endlich vor Jerusalem an. Aber die Stadt hatte feste Mauern und wurde von einem tapfern Heere vertheidigt. Da noch kein Pulver und kein Schießgewehr erfunden war, ging die Belagerung sehr langsam vorwärts. Hunderte raffte das Schwert der Feinde, Hunderte Krankheiten, Hunderte Mangel an Nahrung hinweg. Endlich, im Jahre 1099, gelang die Eroberung. Die Christen drangen in die Stadt ein, und ohne Barmherzigkeit hieben sie alles nieder, so daß das Blut in den Straßen floß. Nach solcher Blutarbeit gingen sie in den Tempel und sangen Gott ein Loblied. Gottfried wurde nun zum Könige ausgerufen; aber er lehnte den Königstitel und die Krone ab, denn er wollte da keine Königskrone tragen, wo der Heiland eine Dornenkrone getragen hatte. Beschützer des heiligen Grabes ließ er sich nennen. Leider überlebte er seinen Sieg nicht lange. Schon im folgenden Jahre starb er, und ihm folgte als König von Jerusalem sein Bruder Balduin.

Aber das neue Reich konnte sich gegen die wachsende Macht der Türken nur durch fortwährende Unterstützung des Abendlandes erhalten. Daher wurden fast zwei Jahrhunderte hindurch wiederholt bewaffnete Züge nach dem Morgenlande unternommen. Bei der Unbekanntschaft der Christen mit Ort und Klima und wegen ihrer Uneinigkeit unter einander, blieben jedoch alle weitern Unternehmungen ohne Erfolg. Die von den Christen eroberten Orte kamen nach und nach wieder sämmtlich in die Hände der Muhamedaner.

Friedrich Barbarossa. (1152 — 1190.)

Fast in der Mitte des jetzigen Königreichs Würtemberg erhebt sich ein Bergkegel, welcher der hohe Staufen heißt. Hier stand einst die Stammburg eines berühmten deutschen Kaisergeschlechtes, das den Namen „die Hohenstaufen" führt. Unter den Kaisern aus diesem Hause zeichnete sich vor allen Friedrich I. aus, den die Italiener wegen seines röthlichen Bartes Barbarossa d. i. Rothbart nannten. Er war ein Mann von edler Schönheit. Durchdringende, feurige Augen belebten sein frisches rothes Gesicht. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung vaterländisch. Keinem stand er in Leibesübungen und Tapferkeit nach; der Aufwand am Hofe durfte nie in Verschwendung, die gesellige Freude bei Festen nie in Unmäßigkeit ausarten. Gern hörte er Rath, die Entscheidung aber kam stets von ihm selbst; selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Genau die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt gehorchen, für die erste des Unterthans. Streng zeigte er sich gegen Halsstarrige, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinigen. Gegen Arme war er mitleidig und freigebig, und vertheilte seine Gaben unter sie meist mit eigener Hand. So steht sein herrliches Bild in der Geschichte da als Muster eines ächten deutschen Fürsten.

Friedrich übte ein starkes Regiment. Die Raubritter am Rheine ließ er seinen mächtigen Arm fühlen; 66 ihrer Burgen legte er in Trümmer. Seine gewaltige Kraft beugte Dänemark und Polen. Unbestritten war er das Haupt der Christenheit; Gesandte aus Frankreich, England, Spanien und Italien huldigten ihm im Namen ihrer Fürsten. Nie war der deutsche Name mehr geachtet und gefürchtet als zu seiner Zeit. Während der Regierung seiner Vorgänger war das kaiserliche Ansehen in Italien fast ganz erloschen. Hier gab es viele blühende Städte, die nach dem Kaiser wenig mehr fragten. Am übermüthigsten war das mächtige Mailand, welches alle benachbarten Städte sich zu unterwerfen suchte. Darüber beklagten sich viele derselben beim Kaiser. An der Spitze von 100000 Mann zu Fuß und 15000 Mann zu Roß zog der Kaiser im Jahre 1158 über die Alpen, das stolze Mailand zu demüthigen. Die Mailänder leisteten Wider-

stand, bis der Hunger sie endlich beugte. Als die Noth zu der gräßlichsten Höhe stieg, begaben sie sich demüthig in das kaiserliche Lager. Erst erschien der Erzbischof und die übrige Geistlichkeit baarfuß, in zerrissenen Kleidern; dann der Bürgermeister und der Adel, ebenfalls baarfuß, mit entblößtem Haupte, in Lumpen gekleidet, mit einem bloßen Schwerte am Halse; endlich ein Theil des Volks mit Stricken um den Hals, als ob sie zum Galgen gingen. Alle warfen sich demüthig vor dem Kaiser nieder und flehten um Gnade. Gerührt verzieh er der Stadt, nachdem er sie von Neuem hatte Treue und Gehorsam schwören lassen. Kaum war Friedrich abgezogen, so brach der Aufruhr wieder los. Da ergrimmte der Kaiser und schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, bis er die meineidige Stadt der Erde gleich gemacht habe. 1160 erschien er wieder mit einem starken Heere. Trotz der verzweifelten Gegenwehr mußten sich die Mailänder auf Gnade und Ungnade ergeben. Aber der schwer gereizte Kaiser ließ diesmal keine Gnade walten. Er ließ die Bürger ausziehen und darauf die menschenleere Stadt zerstören. Diese Härte des Siegers reizte aber die lombardischen Städte aufs höchste. Bald nach seinem Abzuge vereinigten sich Freunde und Feinde und schlossen einen Bund mit einander. Schnell erhoben sich Mailands Mauern wieder, und Schmähschriften gegen den Kaiser und seine Gemahlin wurden an seine Thore gesetzt. Friedrich zog noch einmal über die Alpen gegen die Empörer. Aber sein Heer war der vermeinten Macht der Lombarden nicht gewachsen und wurde von diesen bei Lignano 1176 geschlagen.

Tief gebeugt kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, mit Zorn im Herzen gegen seinen Vasallen, den mächtigen Herzog von Sachsen und Bayern, Heinrich den Löwen. Dieser war ihm zwar nach Italien gefolgt, allein noch vor dem Tage bei Lignano mit seinem Heere nach Deutschland zurückgekehrt, obgleich ihn Friedrich selbst auf den Knieen gebeten hatte, ihn doch in diesem verhängnißvollen Augenblicke nicht zu verlassen. Der erzürnte Kaiser, nach Deutschland zurückgekehrt, lud Heinrich vor seinen Richterstuhl, und als dieser nicht erschien, wurde er zur Strafe seiner Herzogthümer und Lehen verlustig erklärt. Aber der alte Löwe sah nicht ruhig der Theilung seiner Besitzungen zu. Er griff zu den Waffen; allein er war der Macht des Kaisers nicht gewachsen.

Geschlagen eilte Heinrich nach Erfurt, warf sich dort seinem Kaiser zu Füßen und flehte um Gnade. Da gedachte Friedrich des Tages vor der Schlacht bei Lignano und des Wechsels der menschlichen Schicksale. Mit Thränen in den Augen hob er seinen ehemaligen Freund auf und sprach: „Du bist selbst die Ursache deines Unglücks.“ Er begnadigte ihn, doch unter der Bedingung, daß er drei Jahre lang das beleidigte Vaterland meide, und ließ ihm sein väterliches Erbe, Braunschweig und Lüneburg.

Noch als 70jähriger Greis zog Friedrich mit einem Kreuzheere ins gelobte Land, um das heilige Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Unter unsäglichen Mühseligkeiten und beständigen Kämpfen mit den Türken erreichte das Heer Kleinasien und kam an den Fluß Saleph. Weil es nur langsam über die schmale Brücke dieses Flusses hinüberrücken konnte, so sprengte der Kaiser, des Zögerns müde, mit dem Pferde in den Fluß, um ihn zu durchschwimmen. Die Wellen ergreifen den allzukühnen Greis und reißen ihn fort. Entseelt brachte man ihn ans Ufer. Über alle Beschreibung war die Bestürzung und Trauer seines Heeres. In Deutschland wollte man lange nicht glauben, daß der Kaiser gestorben sei. Noch jetzt geht die Sage, Friedrich sei nicht gestorben, sondern im Kyffhäuserberge in Thüringen, und werde dereinst, wenn die Raben nicht mehr um den Berg flögen, hervorkommen, um das deutsche Reich wieder glorreich und einig zu machen.

Haolt, Edler Herr zur Lippe.

Der Ursprung unseres hohen Fürstenhauses liegt im Dunkel der Vorzeit. Sobald dasselbe aber um die Mitte des zehnten Jahrhunderts n. Chr. in das helle Licht der Geschichte eintritt, ist es unter den edlen Geschlechtern des alten Sachsenlandes bereits so reichbegütert und angesehen, daß man sicher annehmen darf, es habe schon lange Zeit vorher unter der segnenden Hand Gottes geblüht. Die ältesten Besitzungen der erlauchten Familie lagen nicht diesseits, sondern jenseits des Teutoburger Waldes auf beiden Seiten der Lippe. Vor der Mitte des 11. Jahrhunderts hatte der Adel noch keine erbliche Familiennamen, die Edlen unterschieden sich von einander allein durch ihre Vornamen. Als es aber in jener

Zeit Sitte wurde, den Namen des Wohnsitzes oder einer Besitzung zu dem Vornamen hinzuzufügen, und auf diese Weise die erblichen Geschlechtsnamen entstanden, indem die Söhne und Enkel dieselbe Bezeichnung beibehielten, nannten sich die Vorfahren unseres Fürstenhauses von ihren ausgebreiteten Besitzungen an der Lippe „Edle Herren zur Lippe," und das von ihnen besessene Gebiet hieß nun „die Herrschaft Lippe" oder „das Lippische Land." Von den „Edlen Herren" sind in jener Zeit die „Grafen" durchaus zu unterscheiden. Die Grafen waren kaiserliche Beamte, dagegen die Edlen Herren immer freie Herren auf den von den Vätern ererbten Gütern.

Der älteste Ahnherr unsers Fürstenhauses, von dem wir zuverlässige geschichtliche Kunde haben, heißt Haolt, in Urkurden auch Haholt oder Hoholt geschrieben. Wir wissen, mit welcher Tapferkeit und Wuth die alten Sachsen an der Seite Wittekinds gegen Karl den Großen für ihren heidnischen Glauben und die Freiheit des Landes gestritten haben. 150 Jahre später jedoch, zur Zeit Haolt's hat das Christenthum schon tiefe Wurzeln im Sachsenlande geschlagen, und der christliche Glaube thut sich auch hier in mancherlei Werken der Frömmigkeit kund. So stiftete im Jahre 946 Haolt mit seinen Brüdern Bruno und Friedrich und seiner Schwester Wikburga auf dem ihnen gemeinschaftlich gehörenden Grund und Boden zu Geseke, welches 3 Stunden von Lippstadt liegt, ein Nonnenkloster. Klöster waren in jener Zeit Pflanzstätten des Christenthums. Wikburga wurde die erste Aebtissin, und stets sollte eine Jungfrau aus Haolt's Geschlechte zur Aebtissin gewählt werden. Diese fromme Stiftung wurde 952 vom Kaiser Otto dem Großen bestätigt, der gleichzeitig bestimmte, daß die Schutzherrlichkeit oder die Vogtei über das Kloster auf ewige Zeiten bei Haolt und dessen Nachkommen verbleiben sollte. Seit Karl dem Großen hatte nämlich jede geistliche Stiftung einen Vogt oder weltlichen Schirmherrn, der dieselbe gegen Gewalt und Unrecht zu schützen und in allen weltlichen Geschäften zu vertreten hatte. Viele Jahrhunderte sind die Edlen Herren zur Lippe Schirmvögte des Klosters zu Geseke gewesen, bis im Laufe der Zeit das Kloster aufgehoben wurde. Die übliche Gebühr jedoch, welche der Schirmvogt früher jährlich für seine Mühwaltung von dem Kloster erhielt, wird noch bis auf den heutigen Tag an die Fürstliche Landrentei entrichtet.

Bernhard II.

1. Unter den Nachfolgern Haolt's ist keiner berühmter geworden als Bernhard II., der 200 Jahre später als Haolt, nämlich von 1140 bis 1223, lebte und mit Recht für den eigentlichen Begründer des Fürstlichen Hauses angesehen werden kann. Von dem thaten- und ruhmreichen Leben dieses großen Mannes soll nun das Wichtigste erzählt werden.

Anfänglich war Bernhard zum geistlichen Stande bestimmt. Noch sehr jung schickte ihn sein Vater Hermann nach Hildesheim, damit er daselbst die Bildung eines Geistlichen erhalte. Als aber sein älterer Bruder, der dem Vater auf dem Stammgütern nachfolgen sollte, starb, mußte Bernhard die Domschule von Hildeseim wieder verlassen, und er erhielt von jetzt an eine ritterliche Erziehung, wie sie die Sitte der damaligen Zeit vorschrieb. Schon im 7. Jahre nämlich wurde der Knabe edler Herkunft in das Schloß eines andern Ritters gebracht. Hier lernte er als Bube im Dienste seines Herrn die Anfangsgründe des Ritterwesens. Er wartete bei der Tafel auf, säuberte die Waffen, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen den Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen Körper gewandt und stark zu machen. Im 14. Jahre ward er durch Umgürtung eines Schwertes wehrhaft. Nun hieß er Knappe. Von jetzt an begleitete er seinen Herrn überall. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Im 21. Jahre konnte der Knappe zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser feierlichen Handlung mußte sich der Knappe durch Beten und Fasten und duch den Empfang des heiligen Abendmahls vorbereiten. Im feierlichen Zuge wurde dann der Knappe in die Kirche geführt, wo er am Altare niederkniete und das Gelübde beschwor: immer die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion sammt ihren Häusern und Dienern, ferner alle Schwachen, Witwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Frauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen. Hierauf empfing er Sporen, Handschuh und Panzer. Nun kniete er vor dem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der Ritterschlag. Große Feste beschlossen die Feierlichkeit des Tages.

2. Als Bernhard mit der Ritterwürde bekleidet war, schloß er sich aufs innigste an Heinrich den Löwen an, welcher Herzog von Sachsen, wo Bernhards Besitzungen lagen, und der mächtigste Fürst nach dem Kaiser in Deutschland war. Bernhard war überaus tapfer und voll Klugheit, deßhalb machte ihn Heinrich zu seinem Feldhauptmann. Unter den vielen Waffenthaten Bernhards zeichnet sich die Vertheidigung der Stadt Hadersleben im Magdeburgischen gegen den Erzbischof Wichmann von Magdeburg aus. Sie fand im Jahre 1181 statt. Die Belagerer hatten die Stadt bereits von allen Seiten eingeschlossen und große Maschinen erbaut, um die Mauer zu ersteigen. Heimlich ließ nun Bernhard das dürre Gras und den im Moorgrunde liegenden Torf, der die Stadt umgab, anzünden. Die Flamme schlich bis zu der Gegend, wo die Belagerungswerkzeuge standen. Diese fingen Feuer, und die Belagerung mußte aufgegeben werden. Durch den Abzug der Feinde erhielt zwar Heinrich von dieser Seite wieder freie Hände, allein, wie schon früher erzählt, Heinrich erlag doch der Uebermacht des Kaisers und wurde in die Reichsacht erklärt. Das große Herzogthum Sachsen wurde zersplittert und an die Feinde Heinrichs vertheilt. Nach Heinrichs Fall war Bernhard auf seine Erbgüter an der Lippe zurückgekehrt. Ringsum von mächtigen Feinden umgeben und im Besitz seiner Güter bedroht, wandte sich Bernhard an den Kaiser.

Kaiser Friedrich veranstaltete, in der Freude über Heinrichs Besiegung, ein großes Reichsfest. Seiner Aufforderung gemäß versammelten sich zu Pfingsten 1184 die Großen des Reichs zu Mainz. Man zählte an 40000 Ritter, und unzählbar war das in Schaaren herbeiströmende Volk. Weil die Stadt Mainz eine solche Menge nicht fassen konnte, so waren auf einer großen Ebene am Rhein Zelte aufgeschlagen. Alle Erschienenen wurden auf Kosten des Kaisers bewirthet. Hier erschien auch Bernhard. Stattlich war sein Reitergefolge. Mit Paukenschall und Hörnerklang kamen sie an. Verwundert über die stattliche Haltung fragte der Kaiser, wer und woher diese Gäste seien. Nach der Begrüßung wird Bernhard mit seinem Gefolge aufgefordert, sich zu setzen. Sie werfen ihre Mäntel zur Erde und setzen sich darauf. Am Abend, wo der Kaiser die Versammlung entließ und Jeder sich zur Ruhe begab, erhob sich auch Bernhard mit den Sei-

nigen, sie ließen aber die Mäntel auf der Erde liegen. Kaum hatte dies das Volk bemerkt, so rief es, man habe die Mäntel vergessen. Bernhard aber erwiederte: „Unseres Landes Sitte ist es nicht, daß ehrbare Männer den Stuhl mit sich nehmen, den sie zum Sitzen gebraucht haben.“ Lautes Gelächter erscholl, selbst der Kaiser hielt ob der sinnigen Antwort das Lachen nicht zurück. Am Schlusse der Reichsversammlung, wo nach alter Sitte der Kaiser seine Getreuen beschenkte, wurde auch Bernhard vor den Kaiser geladen. Freilich hatte Bernhard an der Seite Heinrichs des Löwen dem Kaiser gegenüber gestanden, allein die Tapferkeit erwarb auch bei dem Gegner Zuneigung und Achtung. Freundlich überreicht ihm der Kaiser ein Geschenk; die Gabe, sagt er, wäre zwar nur klein, doch hoffe er ihn künftig noch besser zu belohnen. Als der Kaiser schwieg, trägt Bernhard das Anliegen seines Herzens vor. „Ruhmwürdiger Kaiser,“ beginnt er, „die Gabe die ich von dir empfangen, ehrt mich übergenug. Immer bin ich bereit, dir zu dienen, willig biete ich dir mein Gut und Leben an. Reichlich besitze ich Länder, aber Eins fehlt ihnen, sie sind offen und werden oft von feindlichen Ueberfällen bedroht. Deshalb bitte ich, o erhabener Kaiser, um die Erlaubniß, in meinem Lande eine feste Stadt erbauen zu dürfen, damit ich mich vor meinen Feinden schützen kann.“ Der Kaiser gewährte ihm nicht allein die Bitte, sondern verlieh ihm noch dazu die Landeshoheit, d. h. Bernhard erhielt die hohe Gerichtsbarkeit und Rechte, die bis daher der Kaiser durch seine Herzöge oder Grafen auch über Bernhards Gebiet hatte ausüben lassen. Von jetzt an war Bernhard und sein Geschlecht reichsunmittelbar; er hatte keinen Herrn über sich als den Kaiser, dem alle Fürsten in Deutschland ohne Ausnahme zur Treue und zum Gehorsam verpflichtet waren.

Von der Reichsversammlung zurückgekehrt, erbaute Bernhard an der Lippe die vom Kaiser erbetene Stadt. Von ihrer Lage erhielt sie den Namen Lippstadt. Bernhard verlieh ihr große Gerechtsame und Freiheiten und in kurzer Zeit erblühte sie zu bedeutender Größe.

Unter Bernhards Regierung wurde das vom Vater ererbte Gebiet noch bedeutend vergrößert. Von seinem Anverwandten Widekind von Rheda, der in das gelobte Land zog und dort starb, erbte Bernhard das Schloß Rheda nebst Zubehör und die Vogteien Freckenhorst, Herzebrok und Lies-

born. Diesseits des Waldes machte Bernhard die ersten Erwerbungen. Er stand mit dem Grafen von Schwalenberg in Erbverbrüderung und erwarb von diesem die Freistühle zu Stoppelberg, Falkenberg und zu Willbasen. In damaliger Zeit hielt man Gericht unter freiem Himmel auf hochgelegenen Plätzen. Als der Edle Herr Werner von Brach oder Brake in ein Kloster ging, folgte ihm Bernhard in dem Besitz des freien Gerichts zum Biest d. i. zum Biesterberge bei Lemgo. Um nun auch diese Besitzungen diesseits des Waldes zu sichern, erbaute Bernhard um das Jahr 1195 auf dem zum freien Stuhle auf dem Beisterberge gehörenden Grund und Boden die feste Stadt Lemgo, und verlieh ihr dieselben Rechte und Freiheiten, die Lippstadt hatte. Endlich besaß Bernhard auch noch die Vogtei über das Stift zu Enger, dem alten Sitze Wittekinds, und über Quernheim.

3. Bernhard war mit Heilwig, einer Gräfin von Are, vermählt. 5 Söhne und 6 Töchter erblühten aus dieser Ehe. Nichts schien dem so reich gesegneten Hause zu fehlen, als Bernhard plötzlich von schwerer Krankheit heimgesucht wurde. An allen Gliedern gelähmt, mußte er sich in einem aus Reisig geflochtenen Korbe zwischen zwei Pferden tragen lassen. Auch in diesem Zustande suchte sein starker Wille seine Regentenpflichten zu erfüllen. Er begleitete die Seinen sogar in die Schlachten. Konnte er ihnen auch nicht mehr mit dem Schwerte in der Hand vorleuchten, so war er ihnen doch nahe mit seiner Stimme und seinem Rathe. Der Zustand verschlimmerte sich aber, und er faßte den Entschluß, allem Irdischen zu entsagen, und, fern von Weib und Kindern, die übrigen Tage in einem Kloster zu verbringen. Nach schwerem Kampfe willigte seine Gemahlin in die Trennung ein. Dann trat er seinem Sohne Hermann in einer öffentlichen Versammlung die Regierung ab. Er ermahnte ihn aufs herzlichste, stets das Beste seiner Unterthanen im Auge zu haben, seine Mutter in Ehren zu halten, den Armen und Bedrängten ein gerechter und milder Regent zu sein und Nichts zu thun, ehe er bei sich erwogen habe, was das Gewissen, die Ehre und Klugheit gebiete. Nach diesem Abschiede ging Bernhard in das Kloster Marienfeld, welches einige Stunden von Lippstadt lag. Bernhard hatte bei seinem Eintritt ins Kloster bereits das 60. Lebensjahr erreicht. An

die Selle der ritterlichen Kleidung trat nun das härene Gewand, und willig übernahm er die Entbehrungen und Bußübungen, die man damals für gottwohlgefällig hielt. Schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts im Kloster minderten sich seine körperlichen Leiden. Mit der Gesundheit kehrte auch sein ritterlicher Sinn zurück. In den Klostermauern wird es Bernhard zu eng, und als er hört von der Bedrängniß der Christen in Livland, treibt es ihn hinzuziehen, um den dortigen Christen Hülfe zu leisten. Kaufleute nämlich aus Bremen und andern niederdeutschen Städten waren auf ihren Fahrten, um unter den heidnischen Völkern an der Ostsee Verkehr zu suchen, an die Mündungen der Düna verschlagen. Hier hatten sie eine Niederlassung gegründet, und als manches Jahr bereits ein gewinnreicher Verkehr mit den dortigen Bewohnern bestanden hatte, begleitete einst die Kaufleute Meinhard, ein Geistlicher aus dem holsteinischen Kloster Sigeberg, um den Bewohnern der Ostseeländer Christum zu verkünden. Es entstand hierauf bald ein Kampf des Heidenthums und des Christenthums. In Deutschland bildete sich ein neuer Orden, die Schwert- und Kreuzritter, um die Christen an der Ostsee zu beschützen. Diesem neuen Ritterorden schloß sich Bernhard an. Vom Abt von Marienfeld entlassen, macht er in Begleitung mehrerer Ritter von Lübeck aus die Fahrt über die Ostsee. Glücklich landet er in Livland. Die Mönche des Klosters Dünamünde nehmen ihn mit Freuden auf und erwählen ihn nach kurzer Zeit zu ihrem Abte. Von hier aus macht er sogar eine Reise nach Rom, um bei dem Papst Hülfe gegen die Heiden zu suchen. Dieser ernannte ihn zum Bischof von Semgallen. Nach Livland zurückgekehrt, baut Bernhard Burgen und Städte und kämpft an der Spitze der Kreuzritter noch in vielen Schlachten nicht minder tapfer gegen die Heiden, als früher, wo er Feldhauptmann Heinrichs des Löwen war. Hochbejahrt starb er in Dünamünde am 30. April 1223. So war Bernhards Leben ein gar wechselvolles; aber weithin strahlte sein Ruhm, und mit Recht nannten ihn die spätern Geschlechter eine Zierde des Westfalenlandes. Des Vaters Segen ging auf seine elf Kinder über.

Rudolf von Habsburg. (1273 — 1291.)

Am Ufer der Aar, in dem Schweizer Kanton Aargau, erhebt sich auf einem freistehenden Hügel das alte Gemäuer des Schlosses Habichtsburg oder Habsburg. Dieses Schloß war das Stammhaus des berühmten Grafen Rudolf von Habsburg, der im Jahre 1273 zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Als ein frommer und biederer Held war er in der ganzen Gegend geehrt; denn er schützte den Bürger wie den Landmann vor den herumziehenden Räubern. Vorzüglich gefiel dem Volke seine Ehrfurcht vor der Religion und ihren Dienern. Einst begegnete ihm auf der Jagd ein Priester, der zu einem Kranken eilte, um ihm das heilige Abendmahl zu geben. Wegen des angeschwollenen Waldwassers war der Weg schlüpfrig und unsicher. Da sprang Rudolf von seinem Rosse, ließ den Priester aufsteigen und führte das Thier am Zügel bis vor das Haus des Kranken. Hier wartete er, bis die heilige Handlung vollbracht war, und geleitete dann den Priester zurück. Sein Pferd widmete er von nun an dem Dienste der Kirche. Den Erzbischof Werner von Mainz, welcher nach Rom reiste, begleitete er in jenen unsichern Zeiten bis an die Alpen. Als sie von einander schieden, reichte ihm der Erzbischof freundlich die Hand und sprach: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte noch so lange, daß ich Euch den mir geleisteten Dienst vergelten könnte!“ Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Als nämlich im Jahre 1273 die Fürsten zur Wahl eines neuen Kaisers sich versammelten, um der schrecklichen Zeit des Faustrechts ein Ende zu machen, da trat der Erzbischof Werner auf und empfahl dringend seinen Freund, den biedern Grafen Rudolf. Auf seine Empfehlung wurde er von den Fürsten gewählt.

Rudolf belagerte gerade Basel und erwartete seinen Schwager, den Burggrafen von Nürnberg, als Schiedsrichter seines Zwistes mit der Stadt. Der erschien jetzt, aber mit ganz anderer Botschaft. Um Mitternacht weckte er ihn in seinem Zelte mit der unerwarteten Nachricht, daß er zum Kaiser gewählt sei. Freudig überrascht söhnte Rudolf sich sogleich mit Basel aus. Noch in demselben Jahre wurde er zu Aachen feierlich gekrönt. Es war Sitte, daß sich die Fürsten von dem neuen Kaiser mit ihren Ländern wieder belehnen ließen. Da aber das hiezu gebräuchliche kaiserliche Scepter nicht ge-

rade bei der Hand war, so nahm Rudolf ein Crucifix vom Altare und sprach: „Das Kreuz, welches die Welt erlöst hat, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können."

Mit kräftigem Arme sorgte nun Rudolf für die Aufrechthaltung des Landfriedens. Er selbst zog gegen die Raubritter aus und brach ihre Burgen. In Thüringen allein zerstörte er ihrer sechzig. Die gefangenen Räuber wurden ohne Rücksicht ihres adeligen Geschlechts gehängt; denn Rudolf sagte, er halte keinen Menschen für adelig, welcher die Armen beraube und die Gerechtigkeit verletze. Auch hatte jeder, ohne Unterschied des Standes, freien Zutritt zu ihm. Einst, da die Wache einen gemeinen Mann, der ihn zu sprechen wünschte, nicht hereinlassen wollte, rief er ihr zu: „So lasset ihn doch herein; bin ich denn zum Kaiser erwählt, daß man mich hier einsperre!"

Obschon Rudolf den ersten Thron von Europa besaß, so machte ihn doch diese hohe Würde nicht stolz und anmaßend. So besuchte er als Kaiser noch einen reichen Gerber bei Basel, den er sonst gekannt hatte, und stand vor einem Bürger aus Zürich vom Throne auf, weil dieser ihm einst das Leben gerettet hatte. Man sah ihn wohl im Felde seine einfache Kleidung mit eigener Hand ausbessern und seinen Hunger mit ungekochten Rüben stillen. Wegen solcher Einfachheit ward er oft verkannt und hat manches Abenteuer deshalb erlebt. Nachdem Ruhe und Ordnung im Reiche wieder hergestellt war, starb Rudolf im Jahre 1291 zu Germersheim am Rhein, allgemein betrauert. Seine Gerechtigkeitsliebe wurde zum Sprüchworte; denn man sagte von einem gewissenlosen Menschen: „Der hat Rudolf's Redlichkeit nicht."

Die Befreiung der Schweiz. 1308.

Die Schweizer lebten in ihren Bergen frei und unabhängig. Nur den Kaiser erkannten sie als ihren obersten Schutzherrn an und ehrten die Vögte, welche er ihnen bei wichtigen Veranlassungen sandte, als des Landesherrn Stellvertreter. Diese Schirmvogtei hatte auch Rudolf von Habsburg geführt, und das Volk fühlte sich unter ihm frei und glücklich. Aber sein Sohn Albrecht wollte das biedere Hirtenvolk unterjochen, um dadurch die Macht seines eigenen Hauses zu ver-

größern. Darum ließ er den Schweizern sagen: „sie würden wohl thun, wenn sie sich in den erblichen Schirm seines mächtigen Hauses begäben; ihm zu widerstehen, wären sie ja doch zu schwach.“ Aber die Männer im Gebirge antworteten: „sie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Vorfahren und unmittelbar beim Reiche zu bleiben, wie von jeher.“ Da ward der Kaiser zornig und gab ihnen zu Reichsvögten harte und böse Leute, die sie drücken und quälen sollten, damit sie froh wären, vom Reiche los zu kommen und sich unter die Oberherrlichkeit des Hauses Österreich zu begeben. Er schickte ihnen als Vögte den Hermann Geßler und Beringer von Landenberg. Geßler baute einen Twinghof bei Altorf in Uri, und Landenberg bezog ein Schloß zu Sarnen. Bald fingen die Bedrückungen an. Einst ritt Geßler vor dem Hause Werner Stauffacher's, eines wohlbegüterten Landmannes zu Schwyz, vorbei. Das Haus war wohlgezimmert und mit vielen Fenstern versehen. Stauffacher stand an der Thür und grüßte ehrerbietig. Der Landvogt aber sprach ergrimmt: „Kann man es auch dulden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?“ Ein anderer Landmann in Unterwalden, Heinrich von Melchthal, wurde wegen eines geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen bestraft. Landenbergs Knecht, der die Ochsen vom Pfluge spannte, sagte dabei höhnisch: „Wenn die Bauern Brot essen wollen, so mögen sie sich selbst vor den Pflug spannen.“ Darüber gerieth Melchthals Sohn in so heftigen Zorn, daß er dem Knechte zwei Finger zerschlug. Der Sohn floh ins Gebirge. Landenberg aber ließ aus Rache dem alten Vater beide Augen ausstechen. Der Uebermuth der Vögte ging am Ende so weit, daß kein Mensch dort seines Lebens, seiner Habe und seiner Ehre mehr sicher war. Unterdessen war der junge Melchthal auf seiner Flucht zu dem alten Walther Fürst, einem geachteten Landmanne zu Attinghausen in Uri, gekommen. Auch Werner Stauffacher, der um sein hübsches Haus bangte, kam hierher. Diese drei Männer sprachen viel mit einander von der Noth des Landes und meinten, der Tod sei besser als ein so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, daß Jeder mit vertrauten Männern über die Rettung des Landes sprechen und erforschen sollte, welchen Sinnes das Volk sei. Im Herbst 1307 kamen die drei Männer, (jeder hatte zehn bewährte Freunde mitgebracht) in nächtlicher Stille an einem einsamen Ort, dem Rütli am

Vierwaldstädtersee wieder zusammen. Die gemeinsame Noth lag ihnen auf dem Herzen, und sie erhoben ihre Hand zum Himmel und schwuren: Freundschaft und Beistand auf Leben und Tod, Treue dem Kaiser, Vertreibung der Vögte, doch ohne Blutvergießen, und Erhaltung der von den Voreltern ererbten Freiheit. Sie wählten die Neujahrsnacht zur Ausführung ihres Vorhabens. Dann gingen sie auseinander, Jeder still in sein Thal zu seiner Hütte, und winterten das Vieh.

Endlich kam die bestimmte Nacht. Da ließ ein Jüngling von Unterwalden, aus der Zahl derer, die auf dem Rütli geschworen hatten, sich von einer Magd auf der Burg Roßberg an einem Seile hinauf in ihre Kammer ziehen. Drunten aber im Schloßgraben warteten noch zwanzig andre, die er mit eben diesem Seile die Mauer hinaufzog. Nun bemächtigten sie sich des Amtmannes, seiner Knechte und der ganzen Burg. In der Morgendämmerung zog ein Haufen nach der Burg, die Landenberg selbst bewohnte. Die Männer führten Kälber, Ziegen, Lämmer, Hühner und Hasen mit sich, als wollten sie diese dem Vogte zum Neujahrsgeschenke bringen, wie es dort Gebrauch war. Landenberg ging gerade zur Kirche, als sie ankamen. Er freute sich ihrer Gaben und befahl ihnen, sie in die Burg zu bringen. Das war es eben, was sie wünschten. Als sie im Burgthore waren, stieß einer von ihnen ins Horn. Auf dieses Zeichen langten die andern spitze Eisen aus ihrem Busen hervor und steckten sie an ihre Bergstöcke. Die Burgleute nahm man gefangen, und als Landenberg vernahm, was vorgegangen, ergriff er eiligst die Flucht. Allein er wurde aufgefangen, jedoch ungekränkt über die Grenze gebracht, nachdem er geschworen hatte, das Land nie wieder zu betreten. Durch ähnliche List wurden auch die andern Burgen genommen. So war am 1. Januar 1308 das Land befreit, ohne daß ein Tropfen Blut den Tag der neuen Freiheit getrübt hatte. Von allen Seiten begegneten sich die Boten mit der frohen Nachricht. Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen und verkündigten Allen die wieder errungene Freiheit.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wer vor 500 Jahren ein Buch haben wollte, mußte es sich entweder selbst abschreiben, oder von Mönchen abschreiben

lassen, und das kostete viel Geld, eine einzige Bibel wohl 400 bis 700 Gulden. Darum hatten damals auch nur ganz reiche Leute Bücher. Um das Jahr 1420 kam man aber darauf, die Buchstaben einer Seite im Buche verkehrt auf ein Brett zu schneiden, abzuschwärzen und abzudrucken. Das ging gut. Mit einem solchen Brette voller Buchstabenformen konnte man viele 1000 Seiten derselben Art drucken, und die Bücher wurden nun schon wohlfeiler. Besonders druckte Lorenz Janßon, genannt Coster (der Küster), zu Harlem in Holland viele Bücher auf diese Weise; darum behaupten auch die Holländer, sie seien die Erfinder der Buchdruckerkunst. Dasselbe sagen aber auch die Deutschen, und mit gutem Grunde. Denn fast gleichzeitig mit Coster lebte 1440 in der Stadt Mainz ein Patrizier, Johann von Gensfleisch oder zum guten Berge, kurzweg Gutenberg genannt. Dieser schnitt die Buchstaben nicht auf einem Brette aus, sondern auf die Köpfe von buchenen Stäben (Buchstaben), band diese Stäbchen zusammen, druckte sie ab und konnte sie nun nach dem Gebrauche wieder aufbinden und zu andern Wörtern zusammensetzen. Er wünschte seine Erfindung gern in's große zu treiben und verband sich, da er arm war, mit dem reichen Goldschmied Faust; dieser zog noch den Peter Schöffer, einen Gießer und recht gescheidten Mann, mit in den Bund. Peter Schöffer erfand bald auch die gegossenen Lettern aus Metall, und nun druckten diese Männer mit Lettern (Buchstaben) aus Blei und Zinn gar manches Buch, zuerst das Stück für 100 Gulden, und alle Welt erstaunte über den unerhört billigen Preis. Die Mönche aber, die nun nichts mehr mit Abschreiben verdienten, erstaunten am meisten und wußten sich am Ende vor Zorn nicht anders zu helfen, als daß sie sagten: „Faust steht mit dem Teufel im Bunde und die rothen Buchstaben auf den Titelblättern sind mit Menschenblut gefärbt!“ Doch laßt die Mönche reden! Wir wollen Gott herzlich danken, daß er die Menschenkinder ein Mittel erfinden ließ, sein theures Wort, das uns unterweisen kann zur Seligkeit, auch in die Hütten der Armen zu bringen.

Irrlehren und Mißbräuche der christlichen Kirche.

Die einfache Lehre unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, wie sie in der heiligen Schrift niedergelegt und aufgeschrieben ist, war im Laufe der Jahrhunderte vielfältig durch Menschensatzungen verunreinigt, die Verfassung der Kirche aber durch schnöde Mißbräuche entstellt worden, wie hier im Einzelnen erzählt werden soll.

1. Die erste christliche Kirche hatte Bischöfe oder Aelteste, d. h. fromme, verständige Männer, welche die einzelnen christlichen Gemeinden lehrten und leiteten. Neben diesen hatten sie Diakonen, d. h. Diener oder Helfer, welche ihnen bei Handhabung der äußern Ordnung der Kirche hülfreiche Hand leisten und insbesondere die Almosen an Dürftige vertheilen mußten. Dies war eine von den Aposteln selbst errichtete kirchliche Ordnung. Da geschah es aber, daß die Bischöfe sich über die Aeltesten und die Bischöfe der großen Gemeinden sich weiter über die Bischöfe der nächsten kleineren erhöhten. Der Bischof von Rom, den man nachmals den Papst genannt hat, gelangte sogar zu ungemessener Macht über alle Bischöfe und über die ganze Christenheit auf Erden, also, daß er sich zuletzt den Statthalter Jesu Christi auf Erden nannte und Königen und Fürsten befehlen wollte. Der Herr Christus aber hat zu seinen Jüngern gesagt: „Die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch.“ (Matth. 20, 25.)

2. Es hat auch der Apostel Paulus in seinen Briefen an den Timothus eine genaue Regel gegeben, wie ein Bischof soll beschaffen sein. Aber das hatten gar viele Päpste und Bischöfe vergessen und waren nicht bemüht, der Christenheit und ihren Gemeinden voranzugehen mit dem Beispiel eines gottesfürchtigen Lebens, sie lebten vielmehr in Unehrbarkeit und Unzucht und schändeten durch ihren Wandel die Lehre Jesu Christi, dem sie zu dienen vorgaben..

3. Weiter hat der Apostel demselben Timotheus geschrieben: „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weist, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum“; und damit ist angezeigt, daß die heilige Schrift allein der Grund unseres Glaubens sein soll. Aber die Päpstlichen lehrten: die heilige Schrift sei dazu nicht nütze, sondern man müsse sich richten nach der Ueberliefe-

rung und dem Herkommen in der christlichen Kirche und nach dem, was der Papst und die Kirchenversammlungen beschließen. Und so verboten sie dem Volke den Gebrauch der Bibel, weil das Lesen derselben schädlich wäre, und sprachen einen Fluch über den, der dieses Verbot bräche.

4. Unser Herr und Heiland Jesus Christus hat das heilige Abendmahl eingesetzt zu einem Gedächtniß seines Leidens und Sterbens, und hat das Brot gebrochen für alle seine Jünger, und hat geboten, daß Alle trinken sollen aus dem Kelche seines Abendmahls. Die Päpstlichen aber haben aus dem Gedächtnißmahle des Herrn ein ganz anderes Ding, nämlich die Messe, gemacht, und lehren: bei jeder Messe verwandle der Priester das Brot in den Leib Jesu Christi und bringe so Christum aufs neue Gott zum Opfer dar. Das Brot oder die Hostie dürfe der Laie, d. h. wer kein Geistlicher sei, genießen, aber aus dem Kelche des Abendmahls zu trinken, sei nur den Geistlichen erlaubt. Das war eine Verunstaltung des Sakraments und ein Raub an Allen, die sich nach dem Abendmahle des Heilandes sehnten.

5. Endlich, so lehrt der Apostel Paulus, der Mensch werde gerecht oder erlange Gottes Wohlgefallen nicht durch die Werke des Gesetzes, sondern durch den Glauben, d. i. nicht durch die Beobachtung äußerer Vorschriften, sondern durch die Gesinnung, in der er sich ganz seinem Gott und Heiland hingiebt, seine Sünde ernstlich und herzlich bereut, und nachdem er die Vergebung aus Gnaden allein um des Verdienstes Christi willen erlangt hat, sein sündliches Leben vom innersten Grunde aus bessert. Die Päpstlichen aber lehrten, die sogenannten guten Werke seien nothwendig zur Seligkeit. Durch Fasten und Almosengeben und Wallfahrten u. s. w. könne man sich die Seligkeit bei Gott verdienen. Die Lehre wurde noch weiter ausgesponnen, indem sie sagten, die Heiligen hätten mehr gute Werke gethan, als zu ihrer Seligkeit erforderlich gewesen wäre. Daraus sei nun ein unermeßlicher Schatz guter Werke entstanden, und der Papst habe über diesen Schatz zu gebieten; er könne Allen, denen es an eigenen guten Werken fehle, so viel daraus mittheilen, als sie zu ihrer Seligkeit gebrauchen. Das war nun an sich eine unverständige Lehre, denn die sogenannten Heiligen, welche in der katholischen Kirche verehrt werden, sind zum Theil in ihrem Leben wohl fromme Menschen gewesen, aber sie waren doch immer noch

Sünder vor Gott, die da sprechen mußten: wenn wir alles gethan haben, was wir zu thun schuldig sind, so sind wir unnütze Knechte. Ganz verderblich wurde aber die Lehre, als die Päpste gegen Geld aus diesem sogenannten Schatze der Heiligen Ablaß oder Vergebung der Sünden zu verkaufen anfingen. Anfangs mußte der Ablaß in Rom selbst bei den sieben Hauptkirchen geholt werden, bald aber kam man auf ein leichteres Verfahren. Große Ladungen von Ablaßbriefen gingen an die Bischöfe im Auslande; diese übergaben als Großhändler die Zettel an die Mönche, damit diese sie im Lande umher verkauften. Nachdem diese und jene ihre Rechnung dabei gefunden, gelangte immer noch ein großer Theil dieses Sündengeldes in die Kasse des Papstes zu Rom.

Vorläufer der Reformation.

Von Zeit zu Zeit traten Männer auf, welche das Evangelium wieder aus seiner Verborgenheit hervorzogen, sich auf die Ausprüche desselben beriefen und über die Anmaßung des Papstes wie über die Irrlehren und Mißbräuche in der Christenheit laute Klagen führten. Einer dieser Edlen war Peter Waldus, ein Kaufmann in Lyon; er zog gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Frankreich umher und predigte dem Volke das Evangelium. Tausende nahmen seine Lehren an und zeichneten sich durch reine Sitten und frommen Wandel aus. Der Papst wüthete mit Feuer und Schwert gegen diese frommen Christen und schonte selbst die Kinder und Säuglinge nicht. Trotz der blutigsten Verfolgung konnte er die Waldenser doch nicht ausrotten. Sie schlossen sich später der reformirten Kirche an. (1532.)

Wie in Frankreich Peter Waldus, so trat in England Johann Wikliff, ein frommer und gelehrter Prediger, gegen die Messe und andere Mißbräuche in der Kirche und gegen den Papst auf. Er übersetzte die Bibel in die Landessprache und predigte nach der Bibel, ob man es gleich von Rom aus nicht dulden wollte. Hohe und Niedere hingen ihm an und schätzten und ehrten ihn auch dann noch, als der Papst ihn verdammte.

In Böhmen wurde die Lehre Wikliffs besonders von Johann Huß, der Professor und Prediger in Prag war, begierig aufgefaßt. Unerschrocken verkündete er die mit der

heiligen Schrift übereinstimmende Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben; er predigte und schrieb namentlich gegen das sittenlose Leben der Geistlichen und gegen den Ablaß und verlangte den Kelch im Abendmahle für die Gemeinde. Er wurde nach Kostnitz vor eine Kirchenversammlung geladen, und als er erschien, trotz des freien Geleites, das ihm der Kaiser Sigismund hatte zugesichert, in einen finstern Kerker geworfen und dann als Ketzer lebendig verbrannt. Ein Jahr darauf geschah das auch seinem Freund Hieronymus von Prag, der ihn hatte vertheidigen wollen.

In Böhmen erklärten nun Viele laut: Huß sei unschuldig, und sie wollten für seine Lehre Gut und Leben lassen. Man verfolgte diese Hussiten, wie man sie nannte. Da griffen sie endlich zu den Waffen und es entstand ein langer blutiger Krieg. Die wahren Anhänger des Huß stifteten später in einer Gegend des schlesischen Gebirges eine Gemeinschaft, die ganz nach dem Muster der apostolischen Gemeinde zu leben beschloß. Sie nannten sich Brüder und Alles, was wir von ihrem Wandel wissen, zeugt davon, daß sie ein lauteres Leben nach dem Evangelium von Jesu Christo führten und unter allen Verfolgungen standhaft der erkannten Wahrheit treu blieben. Sie haben sich später theils der lutherischen theils der reformirten Kirche angeschlossen.

Wie sehr die Christenheit in Verfall war, zeigte das Schicksal der Waldenser, des Wikliff, Huß und Hieronymus. Das, was die Heiden in den ersten Jahrhunderten an den Christen gethan hatten, das thaten jetzt die, welche sich Christen nannten, an denen, die Christi wahre Nachfolger zu sein sich bestrebten. Aber die Zeit sollte kommen, wo das Licht des Evangeliums so stark in die Lande leuchtete, daß man es nicht auslöschen konnte.

Die Böhmen und Graf Bernhard VII., genannt Bellicosus d. i. der Fehdereiche.

An Hussens Scheiterhaufen im Jahre 1415 entzündete sich die Fackel blutiger Bürgerkriege in Böhmen, welche zwanzig Jahre lang, bis 1436, fortbrannte. Aber auch nach Wiederherstellung der Ordnung blieben noch immer zahlreiche Schaaren über, welchen das friedliche Leben nicht zusagte, die von Jugend auf an Krieg und Raub gewohnt, das Solda-

tenleben zu ihrem Gewerbe machten und sich jedem Fürsten und Herrn, der sie dafür bezahlte, zu solchen Diensten vermietheten. Da nun um das Jahr 1446 der Erzbischof von Köln in einer Fehde mit der Stadt Soest sich nicht besser zu helfen wußte, nahm er einen Heerhaufen dieser Böhmischen Kriegsleute in Sold, obgleich er selbst ein katholischer Kirchenfürst, die Böhmen aber in seinen Augen hussitische Ketzer waren. Kaum hatte er diese furchtbaren Truppen angeworben, so schickte er sie gegen das Lippische Land, weil der Graf Bernhard, der im Jahre 1445 als ein sechzehnjähriger junger Herr die Regierung des Landes übernommen hatte, auf die Seite der Feinde des Erzbischofs getreten war. Der Schrecken ging vor diesen Böhmen her. Von gleichzeitigen Schriftstellern werden sie geschildert als große, plumbe Menschen mit großen Bogen und mächtiger Rüstung, tollkühn und wüthend, welche Kirchen und Klöster plündern und verbrennen, und Alles, was ihnen vorkommt, Alt und Jung, sogar in den Gotteshäusern niedermetzeln. Das Gerücht vergrößerte noch das Grausenhafte ihrer Erscheinung und ihres Wesens in's Fabelhafte; sie sollten wie die Katzen ohne Leitern und Latten die steilsten Mauern ersteigen. Wenn auch diese Fabeln sich nicht bewährten, so war doch ihr Auftreten schrecklich genug. 60,000 Mann stark fielen sie in das Lippische Land ein. Kloster Falkenhagen, Schloß und Stadt Rischenau, Wöbbel und Schieder wurden niedergebrannt. Hierauf rückten sie vor die feste Residenzstadt Blomberg. Graf Bernhard, welcher sich hier aufhielt, konnte mit allem seinem Muthe und mit aller Klugheit nicht verhindern, daß die Stadt mit Sturm erobert und in Brand gesteckt wurde. Dieser Unglückstag war der 14. Juni 1447. Bis zum letzten Augenblicke vertheidigte Graf Bernhard die Burg. Als aber ringsumher alles niedergebrannt war, eilte er, in Begleitung des Drosten Goswin Ketteler und eines Dieners, durch einen verdeckten Gang aus einem Pförtchen hinten am Berge hinaus in den Wald, und entkam von dort auf einsamen Wegen nach der Schaumburg. Das Schloß Blomberg wurde inzwischen zerstört; ebenso erging es dem Schlosse zu Brake, und nun kam die Reihe an die Stadt Lemgo. Hier war der größte Theil der Einwohner geflüchtet, daher wurde sie ohne Widerstand eingenommen und ausgeplündert, jedoch nicht verbrannt. Der Erzbischof begab sich selbst dahin, suchte die

Einwohner zur Rückkehr zu bewegen und erbot sich, das Einäschern der Stadt gegen eine Summe von 26000 Gulden unterlassen zu wollen. Jedoch auf Fürbitte des damaligen Bürgermeisters Ludolf Crusius, der den Erzbischof daran erinnerte, daß er mit ihm studirt habe, wurde die aufgelegte Brandschatzung erlassen. Horn, dessen Bürger an der Soester Fehde keinen Theil genommen hatten, kam mit 900 Gulden davon; die beiden Dörfer Salz- und Ritteruflen, welche jetzt zusammen die Stadt Salzuflen ausmachen, ebenso Stadt und Schloß Detmold wurden rein ausgeplündert und niedergebrannt. Das einzige Schloß Falkenberg, das vortrefflich besetzt war, widerstand dem reißenden Strome und schlug glücklich alle Angriffe der Belagerer zurück. Der Erzbischof mußte endlich auf Anmahnen des Papstes im Jahre 1448 Frieden schließen. Den Grafen Bernhard hatte der Erzbischof aber dermaßen hochschätzen gelernt, daß er ihn später zum Generalstatthalter aller Kölnischen Lande diesseits des Rheines machte.

Noch manche Fehde hatte Graf Bernhard während seines langen Lebens auszufechten; sein hauptsächlichstes Bemühen war aber darauf gerichtet, das Land wieder zu dem früheren Wohlstande zu erheben. Vor Allem sorgte er für die Sicherheit des Landes. Die Festigkeit der Falkenburg in dem böhmischen Kriege hatte gezeigt, daß einzelne uneinnehmbare Punkte dem ganzen Lande zum Schutze und zur Rettung dienen. Der Graf legte deshalb im Jahre 1474 das feste Schloß Detmold an und stellte andere Burgen wieder her. Graf Bernhard starb nach einer ruhmvollen und segensreichen Regierung von 66 Jahren. In der Klosterkirche zu Blomberg erhebt sich über der Gruft, in welcher der Graf mit seiner Gemahlin, einer Gräfin von Schaumburg, ruht, ein schönes in Stein gehauenes Denkmal, ein redender Beweis, wie theuer und werth das Andenken Bernhards des Fehdereichen seinen Zeitgenossen gewesen ist.

Martin Luther.

Dr. Martin Luther ist geboren zu Eisleben am 10. Nov. 1483 und am folgenden, dem Martinstage, getauft worden, weshalb er den Namen Martin empfing. Sein Va-

ter, Hans Luther, stammte aus dem Dorfe Möhra in Thüringen, und war ein frommer, aber armer Bergmann. „Mein Vater", sagt Luther, „war ein armer Hauer, und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen; sie haben sich's lassen blutsauer werden." Nachher bescherte Gott dem Hans Luther ein paar Schmelzöfen in Mansfeld, und was er nunmehr erwarb, wandte er alles an die Erziehung seines Martin. Er trug ihn, als er noch klein war, auf den Armen in die Schule, wo er ziemlich streng gehalten wurde; denn er sagt selbst: „Ich bin eines Vormittags in der Schule fünfzehnmal nach einander gestrichen (geschlagen) worden." Als er in sein 14. Jahr ging, that ihn sein Vater auf die Schule zu Magdeburg, und ein Jahr darauf nach Eisenach, wo Verwandte seiner Mutter wohnten. Hier sang er vor den Thüren der Leute mit andern Knaben, um sich sein Brot zu verdienen, und eine fromme Wittwe, Namens Cotta, nahm ihn aus Mitleid und weil sein andächtiges Singen ihr so wohlgefiel, auf, so daß er bei ihr nun sein täglich Brot hatte. Nachdem er 4 Jahre in Eisenach fleißig gelernt hatte, brachte ihn sein Vater auf die hohe Schule nach Erfurt, wo er nun die Sprachen und Wissenschaften mit solchem Fleiß und Erfolg studirte, daß Alle über seine Fortschritte erstaunten. Was ihm aber dabei sehr geholfen, das bekennt er selber in seinem Sprüchlein: „Fleißig gebetet, ist über die Hälfte studirt." In Erfurt sah Luther in der großen Büchersammlung der Universität zum ersten Mal eine Bibel, in welcher er nun, so oft er konnte, las. Denn nicht immer konnte er das, weil das kostbare Buch an einer Kette angeschlossen war und er es nicht nach Hause nehmen durfte. Er dachte damals nicht, daß er von Gott dazu berufen sei, die Bibel frei und dem deutschen Volke in seiner Sprache zugänglich zu machen. Aber das Wort Gottes zog ihn mächtig an und er wäre gern ein Schriftgelehrter geworden, aber sein Vater wollte, daß er ein Rechtsgelehrter würde. Während er darüber noch in innerem Kampfe stand, fand sein Freund Alexius auf eine erschütternde Weise den Tod; die einen sagen, er sei an Luthers Seite vom Blitz erschlagen, andere, er sei von bösen Buben in seinem Bette ermordet worden. Dies Ereigniß machte auf Luther einen solchen Eindruck, daß er an nichts als an den Tod und das künftige Gericht dachte; er wollte um Alles seine Seele retten, und weil er meinte, das könnte am besten in einem Kloster geschehen, so

wurde er in Erfurt Augustinermönch. Da hat er sich denn fast zu Tode gemartert mit Beten, Wachen, Fasten, Frieren, Lesen und anderer Arbeit; aber den Frieden für seine Seele hat er dadurch nicht gefunden, denn der wird durch kein menschlich Werk erlangt, sondern nur durch den Glauben. Das wußte Luther damals noch nicht, ein alter Klosterbruder mußte darin erst sein Lehrer werden. Als nämlich Luther vor großer Betrübniß über seine Sünden fast dem Tode nahe war, hat dieser ihm gar tröstlich und eindringlich den Spruch vorgehalten und ausgelegt, daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde durch den Glauben (Röm. 3, 19 — 28), und das ist sein Hauptspruch sein ganzes Leben lang geblieben, mit welchem er auch den Irrthum des Papstthums überwunden hat.

So vorbereitet, kam die Stunde, wo Luther nach dem Willen Gottes aus dem Kloster hervortreten sollte. Er wurde Lehrer an der vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen gestifteten Universität zu Wittenberg und nach einigen Jahren Doctor der heiligen Schrift, wobei er schwur und gelobte, die heilige Schrift sein Leben lang treu und lauter zu lehren und zu vertheidigen. Schon früher hatte er auf einer Reise nach Rom, die er im Auftrage seines Vorgesetzten machte, das Verderben der Kirche und der Geistlichkeit, besonders in Rom selbst, aus eigener Anschauung kennen gelernt. Nun kam die Gelegenheit, bei welcher er gegen die Mißbräuche in seiner Nähe auftreten sollte. In die Gegend von Wittenberg kam ein sogenannter Ablaßkrämer, Namens Tetzel. Der Papst hatte nämlich den Ablaß (oder Vergebung) der Sünden, den er aus eigener Macht ertheilen zu können vorgab, wie einen Zoll verpachtet, und dieser Tetzel war einer von denen, die im ganzen Lande umherzogen und die Vergebung jeder Sünde, die einer begangen hatte oder noch begehen wollte, sogar Raub, Mord, Ehebruch und dergl., für Geld feilbot. An seinem Geldkasten, den er auf einem Wagen mit sich führte, hatte er angeschrieben: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.“ So wurden viele Leute dadurch zum leichtsinnigen Sündigen verführt, und suchten nicht mehr die Vergebung der Sünden bei Gott mit Reu und Leid, sondern beim Tetzel fürs Geld. Das betrübte

Luther aufs tiefste; er schrieb 95 Sätze (Thesen), in welchen er bewies, daß des Papstes Ablaß gottlos sei und viel andere Irrthümer in der Kirche seien, und schlug diese Sätze am 31. October 1517 an der Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg an. Mit wunderbarer Schnelligkeit wurden diese Sätze in Deutschland und über seine Grenzen hinaus bekannt und viele fromme Herzen fielen ihnen zu und gaben Luther Recht. Als der Papst davon hörte, suchte er durch Gesandte Luther zum Schweigen zu vermögen. Aber der durfte ja nicht schweigen, wo es die Wahrheit und Seligkeit galt und Gott ihn hatte reden heißen. Da that ihn der Papst in den Bann; aber Luther machte sich nichts daraus und verbrannte öffentlich die Bannbulle, das Schreiben des Papstes, in welchem der Bann ausgesprochen war.

Da der Papst nichts ausrichtete und Luther an seinem Kurfürsten einen treuen Beschützer gefunden hatte, so legte sich nun der Kaiser darein. Im Jahr 1521 schrieb der deutsche Kaiser Karl V. einen Reichstag nach Worms aus. Luther ward dahin geladen, um sich über seine Lehre zu verantworten. Seine Freunde riethen ihm ab, hin zu reisen, weil man ihm leicht Gewalt anthun könnte, wie früher dem Johannes Huß aus Prag, den man in Konstanz lebendig verbrannt hatte. Aber Luther sprach: „Nach Worms bin ich berufen, nach Worms muß ich auch ziehen. Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis zum Himmel reichte, so wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben walten lassen. Und ob zu Worms so viel Teufel wären als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein. Christus lebet noch!“ So reiste er nach Worms und zog unter großem Gedränge der Leute, die alle den muthigen Mönch sehen wollten, daselbst ein. Als er am andern Tag in die Versammlung vor die vielen Fürsten und Herren trat, war er getrosten Muthes, denn er wußte, daß es nicht seine, sondern die Sache des Herrn aller Herrn galt, und der war mit ihm. Zuerst wurde er gefragt, ob die Bücher, die man ihm vorlegte, von ihm ausgegangen seien. Er bejahte es. Dann wurde er gefragt, ob er das, was darin stehe, widerrufen, d. h. für unrichtig erklären wollte. Da bat er sich zu-

erst Bedenkzeit aus; aber am andern Tag gab er die Antwort: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der h. Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider sein Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders: Gott helfe mir! Amen."

Nach diesem tapfern Bekenntniß wurde über Luther die Reichsacht erklärt, d. h. es wurde jedermann im ganzen Reich erlaubt und befohlen, ihm und den Seinigen alle nur mögliche Gewalt, auch den Tod, anzuthun. Noch für 20 Tage wurde ihm Sicherheit gewährt, und er reiste ab, um nach Wittenberg zurückzukehren. Aber unterwegs ließ ihn sein Kurfürst durch verkappte Reiter heimlich wegführen und auf die Wartburg bei Eisenach bringen, wo er längere Zeit verborgen blieb. Aber unthätig war er auch da nicht, er übersetzte das neue Testament in die deutsche Sprache. Später übersetzte er auch das alte Testament, so daß die ganze deutsche Bibel im Jahre 1539 zuerst gedruckt wurde.

Als aber in Wittenberg durch schwärmerische Menschen Unruhen erregt wurden und sein Freund und Gehülfe Philipp Melanthon ihrer nicht mächtig werden konnte, da hielt es Luther nicht mehr aus auf der Wartburg. Ohne jemand was zu sagen, kam er nach Wittenberg und stellte die Ordnung wieder her. Immer mehr breitete sich das Werk der Reformation in Deutschland aus. Aber die Feinde setzten Alles daran, es zu hindern. Im Jahre 1529 wurde wieder ein Reichstag in Speyer gehalten, und hier wollten die Anhänger des Papstes es durchsetzen, daß die Predigt des Evangeliums verboten werde und Alles beim Alten bliebe. Aber die evangelischen Fürsten und Städte protestirten dagegen, d. h. sie legten Widerspruch dagegen ein. Davon bekamen sie und die Ihrigen den Namen Protestanten. Auch ein anderer Reichstag, der zu Augsburg im Jahre 1530, wurde für die Reformation wichtig. Hier wurde die von Melanthon verfaßte Augsburgische Konfession, das gemeinsame Glaubensbekenntniß der deutschen Protestanten, dem Kaiser übergeben. Luther war selbst weder in Speyer noch in Augsburg zugegen. Während des letztern Reichstags befand er sich auf der Burg in Koburg und dichtete dort das herrliche Glaubens- und Siegeslied: Ein veste Burg ist unser Gott.

Nachdem Luther noch viele Jahre unermüdlich thätig war im Werke des Herrn, kam im Jahre 1546 für ihn der Feierabend, da er als ein treuer Knecht eingehen durfte zu seines Herrn Freude. Im Anfang dieses Jahres war er nach Eisleben gereist, um einen Streit zwischen den Grafen von Mansfeld zu schlichten. Er fühlte sich in dieser Zeit sehr unwohl, und am 17. Februar merkte er, daß sein Ende nahe. Da betete er: „Ich danke dir, daß du, mein himmlischer Vater, mir deinen Sohn Jesum Christum geoffenbaret hast, den ich gepredigt und bekannt, den ich geliebt und gelobt habe, welchen alle Gottlosen lästern und verfolgen. Ich bitte dich, Herr Jesu, laß dir meine Seele befohlen sein; und ob ich schon diesen Leib lassen muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben soll und aus deiner Gnade mich niemand reißen kann." Darauf setzte er noch dreimal hinzu: „In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott!" (Ps. 31, 6.)

Als es mit ihm zum Sterben ging, fragte ihn sein Freund Justus Jonas: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, die ihr gepredigt habt, sterben?" Darauf antwortete er deutlich: „Ja!" Bald darauf entschlief Luther am Morgen des 18. Februar 1546 zu Eisleben, wo er geboren war.

Huldreich Zwingli.

Schon einige Jahre früher, als Luther in Wittenberg auftrat, hatte Zwingli in der Schweiz angefangen, das lautere Evangelium von der Gnade Gottes in Christo zu predigen und die römischen Irrthümer zu bekämpfen. Huldreich (Ulrich) Zwingli war am 1. Januar 1484 zu Wildhaus in der Schweiz geboren, wo sein Vater Ammann war. Schon in seinem zehnten Jahre wurde er zur Erlernung der Wissenschaften nach Basel gesandt, sodann nach Bern und später nach Wien. Zu Basel war der gelehrte Wyttenbach sein Lehrer in der Gottesgelehrtheit. Dieser Mann lehrte, daß „das Opfer Christi sei die einzige Bezahlung für unser aller Sünde." So kannte Zwingli schon von Jugend auf den rechten Weg zur Seligkeit, auf welchem er auch beharrte. Er forschte überall nach Wahrheit, laß fleißig in der heiligen Schrift, besonders in den Briefen des Apostels Paulus, die

er nach dem griechischen Texte auswendig lernte, und studirte daneben die Schriften der alten Kirchenlehrer aus der ersten christlichen Zeit. Im Jahr 1506 wurde er Pfarrer in Glarus und kam von da 1516 nach dem berühmten Kloster Einsiedeln im Kanton Schwyz als Pfarrer an der Gemeinde des Orts. In diesem Kloster zeigte man ein Marienbild, das große Wunder thun sollte und zu dem Tausende jährlich wallfahrteten. Ueber dem Eingang des Klosters standen die Worte: „Hier ist voller Ablaß für alle Sünde.“ Gegen dies Unwesen erhob Zwingli alsbald seine Stimme und brachte es wenigstens dahin, daß man diese Inschrift wegnahm und viele Reliquien, die da verehrt wurden, in die Erde begrub. Nach zwei Jahren wurde er als Prediger an das Großmünster in Zürich berufen. In seiner Antrittspredigt erklärte er, daß er nicht Menschensatzung, sondern Gottes Wort predigen werde; er wünsche ein solcher Prediger zu sein, von dem das Wort des Herrn gelte: „Wie ein groß Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter, welchen sein Herr setzet über sein Gesinde, daß er ihnen zur rechten Zeit ihre Speise gebe.“ Zwei Herren vom Rathe, die diese Predigt hörten, sprachen: „Das ist einmal ein rechter Prediger der Wahrheit; der wird uns sagen, wie die Sachen stehen.“ So hatten Luther und Zwingli zu gleicher Zeit angefangen, das Evangelium zu predigen, ohne daß einer vom andern wußte; es war des Werk des Herrn, der sich diese beiden Zeugen erwählt hatte. Zwingli fuhr fort, das Wort Gottes rein und lauter zu verkündigen; besonders fing er an, ganze Bücher der heiligen Schrift, zuerst das Evangelium Matthäi, öffentlich zu erklären, und das Wort des Herrn kam nach des Herrn Verheißung nicht leer zurück. Auch für ihn kam der Anlaß, gegen den Ablaßhandel aufzutreten. Als ein Mönch, Namens Samson, um 1518 seine Ablaßbude in der Nähe von Zürich aufschlagen wollte, strafte Zwingli dies Unwesen scharf; die Obersten des weltlichen und geistlichen Regiments stimmten ihm bei, und Samson mußte sich entfernen. Schon im Jahre 1520 wurde von der Züricher Regierung der Befehl erlassen, daß alle Prediger die heilige Schrift hier ungehindert predigen, überhaupt von allen Menschensatzungen schweigen und nichts vortragen sollten, was sich aus der Schrift nicht beweisen lasse. Zwingli zählte nach kurzer Zeit schon mehrere tausend Anhänger. Im Jahre 1523 kam es zu einem Religionsge-

spräch zwischen ihm und seinen Gegnern. Er schrieb dazu 67 Lehrsätze, in welchen unter andern gesagt ist: „Die Summa des Evangeliums ist, daß Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, uns den Willen des himmlischen Vaters kundgethan und uns durch seine Unschuld vom Tod erlöset und mit Gott versöhnet hat.“ — „Christus, der sich einmal am Kreuze geopfert hat, ist das Opfer, welches in Ewigkeit für die Sünden aller Gläubigen genug thut. Er ist der ewige Mittler zwischen Gott und uns.“ — „Christus ist unsere Gerechtigkeit; daraus folgt, daß unsere Werke nur insofern gut sind, als sie Werke Christi sind, was aber daran aus uns selbst ist, das ist nicht gut.“ — Gegen 600 Personen wohnten der Disputation bei, und die Wahrheit siegte; Zwingli hatte den rechten Streiter für sich, nämlich das Wort Gottes; er sprach: „Ich will keinen andern Richter haben, als dies Wort Gottes, wie es der Geist Gottes ausgesprochen; und ehe ihr mir einen Artikel der Schrift umstoßet, muß das Erdreich brechen.“ Der Rath von Zürich ließ indessen noch drei weitere Religionsgespräche halten, und erst als kein einziger Geistlicher mehr im Kanton war, der nicht von der Wahrheit wäre überzeugt gewesen, ward (1525) die Messe sammt den Bildern in den Kirchen abgeschafft und die neue Ordnung des Gottesdienstes eingeführt. Als das h. Abendmahl zum ersten Mal nach der Einsetzung des Herrn ausgetheilt wurde, brach fast die ganze Gemeinde vor innerer Bewegung und Freude in Thränen aus. Von Zürich aus verbreitete sich die Reformation auch bald nach Basel, Bern, Glarus, Schaffhausen und nach Schwaben. Zwingli's Amtsgenosse Leo Judä übersetzte die Bibel. Schon 1529 erschien diese Uebersetzung im Druck, welche also 5 Jahre früher als die Lutherische ganz vollendet war.

In der Lehre vom Abendmahl stimmten Luther und Zwingli nicht überein. Beide kamen 1529 auf Veranstaltung des Landgrafen Philipp von Hessen zu einer Berathung darüber in Marburg zusammen. Und obgleich eine Vereinigung nicht zu Stande kam und Luther zum Abschied dem Zwingli nicht die Hand reichen wollte, so daß dieser weinend wegging, so hielt Zwingli doch Luther allezeit hoch in Ehren und bekannte von ihm: „Meines Erachtens ist Luther ein so trefflicher Streiter Gottes, der die Schrift mit so großem Ernst durchforschet, als binnen tausend Jahren irgend einer

auf Erden gewesen." Bei jenem Gespräch hatten die Reformatoren sich doch in 14 Artikeln geeinigt, wegen des Unterschieds in der Lehre vom h. Abendmahl aber sich dahin ausgesprochen, „daß ein Theil gegen den andern christlicher Liebe, soweit es eines Jeden Gewissen leiden könne, erzeigen solle, und beide Theile Gott den Allmächtigen bitten, daß er durch seinen Geist das rechte Verständniß bestätigen wolle."

Zwingli starb bald nachher, den 11. October 1531, als Feldprediger auf dem Schlachtfelde bei Kappel, wo die Züricher von den katholischen Kantonen geschlagen worden waren. Als er schon schwer verwundet dalag, wollte ihn ein feindlicher Hauptmann zwingen, die Jungfrau Maria anzurufen. Er weigerte sich aber standhaft, worauf jener ihn mit dem Schwerte durchbohrte. Zwingli starb mit den Worten: „Was Unglücks ist dieses? Den Leib können sie tödten, die Seele nicht!" Die Feinde verbrannten seinen Leichnam und streuten die Asche in die Luft. Seine Seele aber hatte die Ruhe bei dem Herrn gefunden.

Johannes Calvin.

Das Werk, welches Zwingli an seinem Theile in Zürich begonnen hatte, konnte mit seinem Tode nicht untergehen; denn es war ein Werk des Herrn. Er sollte darin einen Nachfolger bekommen, durch dessen Arbeit die reformirte Kirche noch weiter gebaut und weit über die Schweiz hinaus ausgedehnt werden sollte. Dies auserwählte Rüstzeug des Herrn war Johannes Calvin, geboren am 10. Juli 1509 zu Noyon in Frankreich, wo sein Vater ein angesehener Beamter war. Schon als Knabe war er sehr ernst und verwies seinen Kameraden oft ihre Unarten. Nachdem er in Paris den ersten Unterricht in den Wissenschaften erhalten hatte, ging er auf die Universität Orleans, um die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. Welchen Fleiß er hier bewies, davon erzählt ein Jugendfreund von ihm: „Er hat täglich nur wenig gegessen und kaum ein Drittel der Nacht geschlafen. Wenn er früh morgens aufwachte, wiederholte er sich, noch im Bette liegend, Alles, was er Tages vorher im Unterricht gehört und daheim gelesen hatte." Er brachte es bald soweit, daß er öffentlich

als Lehrer auftrat und Doctor der Rechte wurde. Aber Gott wollte keinen Rechtsgelehrten, sondern einen Gottesgelehrten aus ihm machen. Calvin lernte die heilige Schrift kennen, und empfand einen brennenden Durst nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Sein äußeres Leben war tadellos; „so oft ich aber in mein Inneres tiefer hinein sah," schreibt er selbst, „überkam mich ein Schrecken über die Sünde, welchen ich mit allen Bußübungen nicht vertreiben konnte." Er gehörte damals noch der römischen Kirche an. Aber er sollte die Verheißung des Herrn an sich erfahren: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden." Durch heilsbegieriges Forschen in der Schrift kam er zu der Gewißheit, daß er durch Christum erlöset sei von dem Fluch des Gesetzes und von der Knechtschaft der menschlichen Satzungen; er kam zum vollen unerschütterlichen Frieden mit Gott, und von diesem Augenblicke gehörte er auch nicht mehr sich selbst an, sondern fühlte und erkannte sich als unbedingtes Eigenthum des Herrn, der ihn erkauft hat mit seinem theuren Blute. Mit der ganzen Kraft seines Willens gab er sich von nun an dem Dienst dieses Herrn und seines Reiches hin. An die Stelle der früheren knechtischen Furcht trat die kindliche Furcht vor der Größe und Gnadenherrlichkeit des Gottes, der ihn in Christo, seinem Sohn, angenommen hatte. „Ich gehöre Gott mit Allem, was ich bin und habe, und suche nichts als nur seine Ehre," in diesen Worten hat Calvin den Wahlspruch seines Lebens ausgesprochen. Er gab nun die Rechtsgelehrsamkeit ganz auf und wird ein Prediger der freien Gnade Gottes. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zieht er, und wo er Seelen findet, die das Evangelium bereits kannten oder empfänglich für dasselbe waren, da predigt er Christum, stärkt und tröstet die Verfolgten und ermuthigt sie zu treuem Bekenntniß bis in den Tod, indem er sich dabei selbst täglich dem Tode preisgab. Denn die Reformirten wurden damals in Frankreich heftig verfolgt und Viele mußten Kerker und den Tod auf dem Scheiterhaufen erdulden, weil sie von Christo und seinem Evangelium nicht lassen wollten. Mit der Seelenruhe eines Helden ging Calvin seinen Weg. Er sammelte Geld für die Witwen und Waisen der Märtyrer, wußte trotz der Wachsamkeit der Kerkermeister in die Gefängnisse einzudringen und die in Ketten liegenden Brüder

zu trösten und zu stärken, und wagte sich mitten durch die Späher und Häscher hindurch in die verborgensten Schlupfwinkel seiner verfolgten Glaubensgenossen, um ihnen Gottes Wort zu predigen. Endlich aber mußte er aus Paris, wo die Verfolgung am heftigsten war, fliehen und ging nach Basel. Hier gab er 1535 sein berühmtes Werk „Unterricht in der christlichen Religion" heraus, welches Buch großen Segen gestiftet hat und noch heute von den evangelischen Gottesgelehrten bewundert wird.

Bald finden wir Calvin wieder auf seinem Arbeitsfelde. Die Herzogin Renata von Ferrara in Italien, welche der Reformation geneigt war, nahm ihn freundlich auf, ließ sich von ihm unterrichten und ward eine treue und eifrige Jüngerin Jesu. Aber es wurde ihm nicht gestattet, das Evangelium dort öffentlich zu verkündigen. Er wurde vertrieben, und von den Knechten der römischen Ketzerrichter (der Inquisition) verfolgt, floh er allein im Winter zu Fuß über die wilden Alpen Savoyens. Vor sich und um sich ungeheure Schneefelder und tiefe Abgründe, hinter sich die Häscher, eilt er wie ein gejagtes Reh von Fels zu Fels. Aber Gottes Auge wachte über ihm und die Hand des Herrn half ihm hindurch. Eines Abends kommt er in Genf an, wo er nur über Nacht bleiben will, um am andern Morgen nach Basel weiter zu reisen. Aber hier hatte ihm der Herr den Ort bestimmt, wo er seine ganze Wirksamkeit entfalten sollte. Hier hatte der Reformator Farel schon durch die Predigt des Evangeliums eine Gemeinde gegründet, und dieser hielt Calvin fest, indem er ihn bei dem allmächtigen Gott beschwor, in Genf zu bleiben, wo es an Arbeitern und Streitern Christi fehlte. Da konnte Calvin nicht widerstehen; er blieb und wurde sofort als Prediger und Professor der Theologie angestellt. (1536.) Aber alsbald begannen auch die Kämpfe. Schon im September 1536 traten viele Bürger vor den Rath und erklärten, sie könnten solche Prediger, die ihre Laster tadelten, nicht dulden; sie wollten in Freiheit leben. Diese Leute nannten sich Libertiner d. h. „Freisinnige." Als ihre Frechheit immer ärger wurde und in Genf das sittenlose Wesen immer mehr und mehr zunahm, so erklärten Calvin und Farel, daß sie einer solchen Gemeinde ohne schwere Versün-

digung das heilige Abendmahl nicht austheilen könnten. Darauf wurden beide des Landes verwiesen (1538), und Calvin begab sich nach Straßburg, welche Stadt damals noch zu Deutschland gehörte. Dort predigte er das Evangelium und lehrte an der Universität. Aber nach 3 Jahren wurde er von der Genfer Obrigkeit unter inständigen Bitten wieder zurückgerufen. Er sagt ihnen offen, daß er nur mit demselben Worte der Wahrheit und mit derselben Entschiedenheit wie früher unter ihnen wirken könne. „Wünschet ihr aufrichtigen Herzens meine Wiederkehr," schrieb er ihnen, „so verbannet die Laster, mit denen ich nicht gemeinsam in euren Mauern wohnen kann. Nicht die äußern Gegner der Kirche, sondern die Sünden und Laster, welche die Lehre der Wahrheit öffentlich zu Schanden machen, sind die ärgsten Feinde des Evangeliums. Was hilft es, nach außen die Wölfe bekämpfen, wenn die Heerde durch Pest und allerlei Seuche inwendig verzehrt und zu Grunde gerichtet wird."

Genf wurde nun bald der Mittelpunkt für die ganze evangelische Kirche des westlichen Europa's, und Calvins Einfluß erstreckte sich fast in alle Länder unsers Erdtheils. Von Genf ging auch die erste evangelische Mission aus, indem Calvin zwei Prediger in eine Kolonie an der Küste von Brasilien sandte, um auch den umwohnenden Heiden das Evangelium zu predigen. Für alles, was damals für das Reich Gottes gethan und gelitten wurde, hatte er ein offenes Auge und ein warmes Herz. Die leidenden Bekenner des Evangeliums suchte er mit tröstlichen Briefen zu stärken, und so weit er es vermochte, auch durch die That ihnen zu helfen. Er legte theils bei den Verfolgern Fürsprache für sie ein, theils bewirkte er, daß solches von den Schweizerkantonen und von Deutschen Fürsten geschah. Außerdem bereitete er den um des Glaubens willen Verfolgten in Genf eine Zufluchtsstätte. Aber grade um dieser letzten Wohlthat willen hatte er viel zu leiden. Den „Freisinnigen" in Genf waren diese gläubigen Fremdlinge ein Dorn im Auge. Sie erregten Jahre lang Unruhen, in welchen Calvin unerschütterlich fest stand. Endlich lockten seine Feinde einen Irrlehrer, den Spanier Servet, nach Genf, um ihn gegen Calvin zu brauchen. Auf die Anzeige Calvins wurde er von der Obrigkeit eingezogen und ihm der Prozeß gemacht. Da er bei seinen Gotteslästerungen beharrte, wurde er nach den Genfer Gesetzen, die

Calvin nicht gemacht hatte, und von einem Gerichte, dessen meiste Mitglieder Gegner Calvins waren, zum Feuertode verurtheilt. Calvin bemühte sich vergebens, ihn von seinem Irrthum abzubringen; auch gelang es ihm nicht, die Richter zu einer weniger grausamen Todesstrafe zu bewegen.

Calvin schrieb Erklärungen über fast alle Bücher der heiligen Schrift, lehrte als Professor an der Universität und predigte fleißig, nicht bloß jeden Sonntag, sondern auch in der Woche. Er verfaßte auch einen Katechismus für die Schulen, welcher später dem Heidelberger zu Grunde gelegt wurde. Dabei war er ein treuer Seelsorger und nahm sich der geistlichen und leiblichen Noth Aller in der Nähe und Ferne mit herzlicher Liebe an; beim Ausbruch einer Pest in Genf konnte ihn nur der ausdrückliche Befehl der Obrigkeit von der Pflege der Kranken abhalten.

Durch seinen rastlosen Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen war es ihm unter Gottes Segen gelungen, aus dem grundverdorbenen Genf eine wahrhaft christliche Gemeinde, eine leuchtende Stadt auf dem Berge zu machen. Sonntäglich wurde in allen Kirchen zweimal und an jedem Wochentage in zwei Kirchen gepredigt und sonntäglich wurde eine Unterweisung für die Jugend bis zum 16. Jahre gehalten; mit diesem Alter wurden die Kinder, wenn sie reif befunden waren, zum heiligen Abendmahl zugelassen. Der Gottesdienst war ganz einfach, so wie ihn die Christen in den ersten Jahrhunderten gehalten haben; er bestand aus Gesang, Gebet, Predigt und Segen. Während das Sündenbekenntniß vor der Predigt vom Pastor auf der Kanzel vorgesprochen wurde, lag die ganze Gemeinde auf den Knieen. Die Altäre waren aus den Kirchen entfernt und zum h. Abendmahl brauchte man einfache Tische, wie das der Herr Christus bei der Einsetzung und die ersten Christen auch so gehalten hatten. Durch eine strenge Sittenzucht wurde dafür gesorgt, daß nach dem Evangelium, das in der Kirche gelehrt, auch im täglichen Wandel gelebt wurde. Die Armen und Hülfsbedürftigen wurden unterstützt; die Müssiggänger aber zur Arbeit angehalten oder ausgewiesen, denn der Apostel sagt: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“ Über den Zustand Genfs zu jener Zeit sprach sich der Reformator Schottlands, Johannes Knox,

also aus: „In dieser Stadt ist die beste christliche Schule, die es seit der Apostel Zeiten auf Erden gab. Ich gestehe, daß auch noch an andern Orten Christus in Wahrheit gepredigt wird; aber noch an keinem habe ich gesehen, daß die Reformation auch die Sittlichkeit des Lebens in gleichem Maße wie die Reinheit der Lehre hergestellt hat, als in Genf."

Der großen Arbeit und den vielfachen Anstrengungen erlag endlich Calvins schwächliche Gesundheit. Als er merkte, daß sein Ende nahe komme, bestellte er sein Haus. In seinem Testament hatte er nur über ein Geringes zu verfügen, aber er hat den ganzen Reichthum seines Glaubens noch darin niedergelegt. Er sagt darin unter Anderm: „Ich betheure, daß ich in diesem Glauben, den mir Gott geschenkt hat, leben und sterben will, und daß ich keine andere Hoffnung oder Zuflucht habe, als daß er mich frei und unverdient zu seinem Kinde hat angenommen, worauf all meine Seligkeit beruht. Ich ergreife von ganzem Herzen die Gnade, die mir in Christo Jesu, meinem Heiland, bereitet ist, durch dessen Verdienst und Tod alle meine Sünden bedecket sind, und bitte zu Gott, mich also zu waschen und rein zu machen durch das Blut dieses großen Erlösers, welches für uns arme Sünder vergossen ist, daß ich sein Bildniß an mir trage, wenn ich nun erscheine vor seinem Angesicht." Seine Krankheit zog sich eine Zeit lang hin und er hatte viel Schmerzen an seinem Leibe auszustehen. Aber man hörte ihn nicht klagen, sondern nur Gott preisen. Wenn die Schmerzen am heftigsten wurden, konnte man aus seinem Munde nur den Seufzer hören: „Ach Herr, wie so lange!" Seine letzten Tage waren ein fast ununterbrochenes Gebet; am 27. Mai 1564 wurde er von dem Leibe dieses Todes erlöst und aufgenommen in die ewige Heimath. An ihm selber hat sich das Wort bewährt, das er den Märtyrern zum Troste geschrieben hatte: „Wie wir mitten im Leben vom Tode umfangen sind, so sind wir mitten im Tode im Leben."

Während die lutherische Kirche sich hauptsächlich in Deutschland, Dänemark, Norwegen und Schweden ausbreitete, fand die reformirte Kirche in der Schweiz, Frankreich, Holland, England, Schottland, Ungarn, Polen und im Westen Deutschlands Eingang. In Italien und Spanien, wohin

Calvin theils persönlich, theils durch seine Schüler und Schriften wirkte, wurde sie mit Feuer und Schwert unterdrückt. Später fand sie auch in Nordamerika Raum, welches besonders durch reformirte Auswanderer angebaut wurde. Gegenwärtig sind zwei Drittel aller evangelischen Christen auf der Erde Reformirte.

Die Reformation im Lippischen Lande.

Als Luther im Jahre 1517 seine Sätze gegen den Ablaß herausgegeben hatte, fand die evangelische Lehre, welche rasch auch zu unserm Lande vordrang, bei vielen frommen Gemüthern Eingang. Allein die Mönche zu Lemgo und Blomberg widersetzten sich mit allem Eifer der Einführung der evangelischen Lehre, und da der damalige Graf Simon V. ganz in der Gewalt dieser Mönche war, so wollte er von keiner Veränderung in Sachen der Religion hören. Aber je mehr sich die Päpstlichen der evangelischen Wahrheit widersetzten, um so muthiger beharrten die Bekenner des Evangeliums bei ihrem Vorhaben und fingen allmählich an, vor und nach dem Gottesdienste deutsche Gesänge zu singen. Besonders in der Stadt Lemgo gewann die evangelische Lehre immer mehr Anhänger, so daß sie hier auch mit gewaltsamen Mitteln nicht wieder unterdrückt werden konnte.

Graf Simon starb im Herbste 1536 und hinterließ außer vier Töchtern zwei Söhne, Bernhard, der nachher als Bernhard VIII. regierender Herr zur Lippe wurde, und Hermann Simon, der später durch Heirath die Grafschaften Spiegelberg und Pyrmont erwarb. Beide waren bei ihres Vaters Tode minderjährig. Der Landgraf Philipp von Hessen und der Graf Jobst von Hoya wurden Vormünder derselben, und da diese die evangelische Lehre angenommen hatten, so wurde der junge Graf Bernhard mit allem Fleiß in der Furcht Gottes und der evangelischen Lehre erzogen, damit er, wenn er das Regiment im Lande annehmen würde, die päpstlichen Mißbräuche abschaffen und die Lehre des Evangeliums befördern möchte. Da inzwischen dasselbe im ganzen Lande immer mehr Eingang gefunden hatte, so forderten die Ritterschaft und Städte eine Reformation der Kirche, und der Landgraf Philipp übertrug diese Sache dem Grafen Jobst, der sich ihrer

sogleich eifrig annahm. Er sandte nämlich Johann Timan und Adrian Boxschot in die Grafschaft Lippe. Hier wurden sie auf dem Schlosse zu Detmold aufgenommen, predigten mit großem Beifall in der dortigen Kirche und arbeiteten eine Kirchenordnung aus. Unter der Ritterschaft war damals ein ausgezeichneter und einflußreicher Mann, Herr Simon von Wendt, Landdrost und Erbherr auf dem Schlosse zu Varenholz. Dieser schickte die neue Kirchenordnung auf seine Kosten nach Wittenberg an Dr. Luther und bat sich sein und seiner Kollegen Urtheil darüber aus. Er erhielt darauf von Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanthon eine sehr günstige und ermunternde Antwort.

Als die lippischen Herren und Räthe die Kirchenordnung mit einigen Verbesserungen von Wittenberg zurück erhalten hatten, beriefen sie die sämmtliche Ritterschaft und die Magistrate der Städte zusammen. Nur einige von ihnen, die der evangelischen Lehre abgeneigt waren, erschienen nicht; der Landtag aber faßte den Beschluß, die Kirchenordnung in der ganzen Grafschaft zu publiciren und allen Pastoren zur Nachachtung zu übergeben. Überall wurden nun evangelische Prediger angestellt.

An die Stelle der ersten evangelischen Kirchenordnung vom Jahre 1538 trat im Jahre 1571 eine neue, die jetzt noch in den lutherischen Gemeinden des Landes, was die Lehre und den Gottesdienst betrifft, zu Recht besteht und im Gebrauch ist.

Graf Simon VI., der Sohn und Nachfolger Bernhard's VIII., führte im Jahr 1604 eine „zweite Reformation" im Lande durch; er bekannte sich offen zur reformirten Konfession, worin ihm das ganze Land, mit Ausnahme der Stadt Lemgo, folgte. Der Graf wurde dabei unterstützt von dem Landdrosten Christoph von Donop, einem durch Gelehrsamkeit und Character ausgezeichneten Mann, der sich lange auf den berühmtesten Hochschulen aufgehalten, darunter auch zu Wittenberg, wo er Melanthons Schüler war. Im Jahr 1606 verwandelte der Graf das Nonnenkloster in Detmold in eine lateinische Provinzialschule, aus welcher später das Gymnasium geworden ist. Mit Simon VI. drohte der Mannesstamm des Lippischen Hauses auszusterben. Als ihm daher der erste Sohn geboren wurde, verordnete er, daß alle Jahre zu Michaelis ein allgemeiner Buß- und Danktag in allen Kirchen des Landes, gleich dem Charfreitag, sollte ge-

halten werden. Dieser Buß- und Bettag wird jetzt noch jährlich gefeiert.

Bei dieser zweiten Reformation war der Heidelberger Katechismus allgemein eingeführt worden. Als Graf Simon Henrich im Jahr 1684 die Kirchenordnung erließ, welche noch für die reformirte Kirche des Landes Geltung hat, wurde darin über den Heidelberger Katechismus bestimmt: „Keinem Prediger soll erlaubt sein, einen neuen und besondern Katechismus einzuführen, sondern ein jeder behalten den Heidelbergischen."

Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz und der Heidelberger Katechismus.

Der Heidelberger Katechismus wurde auf Befehl des frommen Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz durch seine beiden Theologen Zacharias Ursinus aus Breslau und Kaspar Olevianus aus Trier im Jahre 1563 zu Heidelberg verfaßt. An ihrer Arbeit nahm der Kurfürst persönlichen Antheil, und er nannte ihn gern seinen Katechismus. Auf die erste Frage vom „einigen Troste" gibt aber nicht bloß sein Buch, sondern auch sein Leben die rechte Antwort.

1) Das ist mein einiger Trost, daß ich mit Leib und Seele beides im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin.

Als der Kurfürst gerade dieses Katechismus wegen hart angefochten, sogar vor Kaiser und Reich verklagt wurde und man das Schlimmste für ihn befürchtete, schrieb er an seinen Bruder, den Pfalzgrafen Richard von Simmern: „Ich weiß, daß der treue Gott noch lebt und so mächtig ist, daß Er mich armes und geringes Männlein wohl erhalten kann und gewißlich durch seinen heiligen Geist erhalten werde, ob es auch dahin kommen sollte, daß es mein Blut kosten müßte, welches, wenn es meinem Gott und Vater im Himmel gefiele, mich zu solchen Ehren zu gebrauchen, ich seiner Allmacht nimmer genugsam verdanken könnte, weder hier zeitlich noch dort in Ewigkeit."

Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahr 1566 wollte man ihn wegen des Katechismus von Land und Leuten jagen,

und er mußte sich vertheidigen. Er trat eine Weile aus dem Saale, um sich im Gebet zu sammeln. Als er wieder eintrat, folgte ihm sein Sohn Johann Kasimir, als sein geistlicher Waffenträger, ihm eine Bibel nachtragend. Mit diesem Schwert des Geistes wollte er sich vertheidigen und aus seinen Worten spürte man auch heraus, wie gewiß er war, daß er seines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen sei. Er sprach: „Ich bin noch des Sinnes und der Meinung, daß in Glaubens- und Gewissenssachen ich nicht mehr als Einen Herrn, der ein Herr aller Herren und König aller Könige ist, erkenne, und sage deßwegen, daß es nicht um eine Kappe voll Fleisch (d.i. seinen Kopf) zu thun ist, sondern daß es die Seele und derselben Seligkeit betrifft, die ich von meinem Herrn und Heiland Christo in Befehl habe; so bin ich auch schuldig, ihm dieselbe zu verwahren. Belangend meinen Katechismus, so bekenne ich mich zu demselben. Es ist auch derselbe am Rande mit Gründen der heiligen Schrift dermaßen bewehret, daß er unumgestoßen bleiben soll, und wird meines Verhoffens mit Gottes Hülfe noch länger unumgestoßen bleiben. Übrigens getröste ich mich dessen, daß mein Herr und Heiland Christus Jesus mir sammt allen seinen Gläubigen die so gewisse Verheißung gethan, daß Alles, was ich um seiner Ehre oder seines Namens willen verlieren werde, mir in jener Welt hundertfältig soll erstattet werden. Thue damit Ew. Kaiserl. Majestät mich unterthänigst zu Gnaden befehlen." — Über dieser Rede waren Aller Augen auf den Kurfürsten gerichtet. Sobald er geendet, trat zu ihm der Kurfürst August von Sachsen, der nicht in jenen bösen Rath gewilligt hatte, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Fritz, du bist frömmer denn wir Alle!" Deßgleichen auch am Schluß der Sitzung sagte der Markgraf von Baden zu den Umstehenden: „Was fechtet ihr diesen Fürsten an; er ist frömmer denn wir alle!" Friedrich III. hat mit Recht den Beinamen „der Fromme" bekommen.

Wie Friedrich durch das Wort Gottes zu diesem einigen Troste gekommen war, so lag es ihm auch an, anderen Seelen, die er lieb hatte, zu demselben zu verhelfen. Zu diesen gehörten seine Unterthanen und sein Oberherr, der Kaiser. Beiden gab er darum Gottes Wort in die Hand. Wenige Tage vor seinem Tode (er war nicht lange krank) ließ er den Hofprediger Dr. Tossanus zu sich rufen und empfing ihn mit den Worten: „Meine Leibärzte habe ich, wie Ihr seht, Herr Doc-

tor, zwar bei der Hand, aber Euch als meinen Seelenarzt habe ich auch berufen lassen, weil ich der Seelen Arzenei zu dieser Zeit sehr hoch bedürftig bin, da mich meine Kräfte verlassen und ich den Todesschlaf an mir fühle. Ich für meine Person habe lange genug gelebt; denn ich sehe, daß alle guten Rathschläge wenig geachtet werden. Meinen gnädigen Herrn, den Kaiser Maximilian II. habe ich oftmals ermahnet, ihm auch die Bibel in spanischer Sprache übergeben. Ich habe demselben oft geschrieben, zu bedenken, daß wir dermaleinst Gott werden Rechenschaft geben müssen."

2) Der mit seinem theuern Blut für alle meine Sünden vollkömmlich bezahlet und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöset hat.

Das war wie im Leben, so besonders im Sterben Friedrichs einiger Trost. Die Schriftstellen, die der sterbende Fürst sich vorlesen ließ und durch deren Betrachtung er sich erquickte, waren die Leidensgeschichte des Heilandes; Joh. 17 ein paar mal; und andere Stellen, darunter auch 1 Tim. 1, 15: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin."

3) Und also bewahret, daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt fallen kann.

Als den Kurfürsten ein anderer Fürst einmal fragte, warum er denn so wenig Festungen in seinem Lande habe und nicht mehr Burgen zum Schutz desselben erbaue, da antwortete er: „Ich habe eine Burg, die nicht einzunehmen ist, davon es heißt: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen." Und er setzte dazu: „So haben wir auch getreue Unterthanen und im Fall der Noth eine Anzahl von Kriegsleuten, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch vornehmlich mit dem Gebet unserm Feind widerstehen können." Ein schönes Zeugniß für den Fürsten selbst und für seine Pfälzer.

4) Ja, auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß.

Friedrichs jüngster Sohn, Philipp Christoph, war wegen seiner Liebenswürdigkeit der Liebling Aller. Er zeichnete sich aus durch Leibesschönheit, durch Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen und durch gründliche Bildung des Geistes.

Die Sorgfalt, die auf seine Erziehung war verwendet worden, versprach die schönsten Früchte. Es war zu der Zeit, als die Niederländer wegen ihres reformirten Glaubens und ihrer bürgerlichen Freiheit von den Spaniern hart bedrängt wurden; da sandte Friedrich seinen jüngsten Sohn den Glaubensgenossen mit einem Heere zu Hülfe. Der 23jährige Pfalzgraf hielt sich ritterlich, fand aber seinen Tod in der blutigen Schlacht auf der Mockerhaide bei Nymwegen. Seine Leiche konnte nicht mehr aufgefunden werden und mit bangem Herzen trat der frühere Lehrer des Prinzen, der ihn auf dem Kriegszug begleitete, in das Heidelberger Schloß, um dem greisen Vater die Todeskunde zu bringen. Dieser empfing ihn mit den Worten: „Du kommst; aber wo ist mein Sohn?“ Als der Gefragte nicht antwortete, sprach Friedrich weiter: „Fürchte nichts, mein Landsmann, ich weiß deine Botschaft. Zur Furcht Gottes hatte ich ja meinen vielgeliebten Sohn erzogen, und bin darum dessen gewiß, daß er nicht bloß den Tod eines Tapfern, sondern daß er auch fromm gestorben ist. Ich selbst habe es ja gewollt und wollen müssen, daß er Gott zu Ehren und zur Vertheidigung des wahren Glaubens den Zug mache; auch hätte er ja nicht besser sein Leben verbrauchen können, obwohl wenn mir ihn Gott hätte wohlbehalten heimkehren lassen, ich von Gottes väterlicher Huld ihn wollte dahin genommen haben, als wäre er von neuem geboren worden.“

Als sein Sohn Kasimir von seinem zweiten Zuge nach Frankreich, wohin er mit einem Heere den Hugenotten zu Hülfe gezogen war, wohlbehalten zurückkehrte, war Friedrichs Herz voll hoher Freude. Aber auch voll frohen Dankes. Denn des Vaters erster Gang mit dem ihm wieder geschenkten Sohne war nach der Kapelle des Schlosses, auf daß sie da gemeinsam dem Herrn auf den Knieen dankten.

5) Darum er mich durch seinen heiligen Geist des ewigen Lebens versichert und ihm forthin zu leben von Herzen willig und bereit macht.

Friedrich III. hat nicht bloß selbst seinem himmlischen Herrn von Herzen gelebt, es lag ihm auch daran, daß seine Kinder in seine Fußtapfen treten möchten. Seinem ältesten Sohn und Nachfolger hinterließ er auf einem Papier, von seiner Hand geschrieben, folgende Lebensregeln: „Aller Dinge

Anfang sei mit Gott. Bekenne dich als Sünder und vertraue auf Christi Erlösung. Meide den Hochmuth, wahre deine Würde, liebe die Wahrheit, halte deine Zusage, selbst mit Gefahr deines Lebens und Vermögens. Keuschheit bewahre in Worten, Werken und Gesinnung. Sei nicht verschwenderisch, aber auch nicht schmutzig geizig. In ehrbaren Dingen zeige dich freigebig. Meide in Geschäften jeden Trug, doch suche Gesinnung und Natur der Menschen zu erkennen. Gegen Gute zeige dich gut. Sei barmherzig gegen Arme. Meide den Umgang mit Schmeichlern, Gotteslästerern und Possenreißern. Liebe die, welche dir deine Fehler verbessern. Die treuen Diener der Kirche schütze und belohne. Deine Unterthanen umfasse mit väterlicher Liebe und lasse sie auf keine Weise bedrücken, denn ungerechtes Gut sah ich oft zerrinnen." — Wahrlich, ein rechter Fürstenspiegel! Aber in den meisten Stücken auch brauchbar für andere Menschenkinder.

Der dreißigjährige Krieg. (1618 — 1648.)

Gleich nach Luthers Tode (1546) brach in Deutschland ein Krieg aus; denn Kaiser Karl wollte mit Gewalt, im Einverständniß mit dem Papst, die evangelische Kirche unterdrücken. Da griffen die evangelischen Stände in Gottes Namen zu den Waffen. Allein der Kaiser siegte mit Hülfe des Herzogs Moriz von Sachsen; in der Schlacht bei Mühlberg (1547) wurde sogar der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen gefangen genommen, und auch der Landgraf Philipp von Hessen ergab sich ihm auf Gnade und Ungnade. Da dachte nun der Kaiser das Aergste zu thun; der Herr demüthigte ihn aber durch denselben Moriz, der ihm zum Siege verholfen hatte, und er mußte im Passauer Vertrag (1552) und im Religionsfrieden zu Augsburg (1555) den Evangelischen Glaubensfreiheit gestatten. Doch hörten die Bedrückungen nicht auf. In den Niederlanden wüthete der grausame Herzog Alba, der sich rühmte, daß er 18000 Evangelische mit dem Schwerte habe hinrichten lassen. In Böhmen wurden die Evangelischen besonders hart bedrängt. Hier brach (1618) der Religionskrieg aus, der Deutschland 30 Jahre verwüstete und namenloses Elend herbeiführte.

Schon waren die katholischen Sieger, und es wurde ein kaiserlicher Beschluß, das sogenannte Restitutionsedict (1629) bekannt gemacht, wonach die Evangelischen die ihnen rechtmäßig gehörenden geistlichen Güter an die Katholiken herausgeben sollten. Große Heere standen bereit, um Alles ins Werk zu setzen, was der Kaiser wollte. Doch, wenn die Noth am größten, ist Gott mit seiner Hülfe am nächsten.

Gustav Adolf.

Von Norden her kam diesmal die Hülfe, und der Bote, der sie brachte, war König Gustav Adolf von Schweden. In Wien nannte man den Schwedenkönig anfangs spottweise nur den Schneekönig, und der kaiserliche General Wallenstein äußerte sich: „Kommt uns der Schneekönig nach Deutschland, gewiß! ich lasse ihn mit Ruthen nach Hause peitschen!“ So gering hielt man damals von den Schweden. Das kam aber bald anders. König Gustav Adolf und sein edles Volk waren tief betrübt über den Jammer der Glaubensgenossen in Deutschland. Es sammelte sich ein kleines, aber tapferes Heer, und der König führte es nach Deutschland hinüber. Solche Soldaten waren aber in unserm Vaterlande nimmer gesehen. Da hörte man keinen Fluch, kein Scheltwort, sondern Gebete, Lobgesänge und verständige Gespräche. Kein Kartenspiel duldete der König, und ein Betrunkener wurde auf das härteste bestraft. Und Gott war mit dem Heere. Wohin es kam, zogen sich die Kaiserlichen zurück. Eine Stadt nach der andern öffnete den Schweden ihre Thore, und Stadt und Land wurden von diesen Feinden unvergleichlich milder behandelt, als von ihren frühern Beschützern. Aber leider ging doch noch eine Stadt zu Grunde, welcher der König nicht bald genug zu Hülfe kommen konnte; das ist Magdeburg. Diese Stadt hatte nämlich der kaiserliche General Tilly den 10. Mai 1631 erobert und in Brand stecken lassen. Während des Brandes plünderten die schrecklichen Eroberer Alles, was sie fanden, mordeten Jeden, der ihnen begegnete, und zerschmetterten selbst die Säuglinge an den Straßenecken, oder spießten sie lebendig und hielten sie in die Flammen. Nur 300 Häuser blieben stehen von 2000, und 1500 Menschen am Leben von 40000. So wütheten Tilly's

Soldaten, und er selbst hielt ruhig vor dem Thore auf seinem Pferde und sah zu. Und als einige seiner Offiziere herbeisprengten und baten: „O General! so laß doch endlich einmal das Blutvergießen ein Ende nehmen, laß die Soldaten zurückkommen!“ antwortete er: „Kommt nach einer Stunde wieder! Der Soldat muß doch auch etwas haben für seine saure Mühe.“

Von Magdeburgs rauchenden Schutthaufen zog Tilly nach Leipzig. Dort traf er den edlen Schwedenkönig und sein frommes Heer. Noch nie hatte man Tilly betrunken gesehen, noch nie hatte er eine Schlacht verloren, wohl aber in sechs und dreißig Schlachten gesiegt. Bei Leipzig ging sein Siegeslauf zu Ende. Gustav Adolf besiegte ihn hier, folgte ihm nach Schwaben und besiegte ihn dort zum zweiten Male. Tilly erhielt in dieser zweiten Schlacht eine Wunde über dem Knie und starb einige Zeit nachher daran. So war die Macht der Katholiken in Deutschland gebrochen, Gustav Adolf zog siegreich durch seine Gauen und wurde von den Protestanten überall als Retter bewillkommt. Nun schickte der Kaiser den tapfern Feldherrn Wallenstein gegen ihn aus, und nach langem Zögern kam es am 16. November 1632 auf der Ebene von Lützen unweit Naumburg zur Schlacht. Als der Morgen anbrach, lag ein dichter Nebel über der Gegend. Gustav Adolf benutzte diese Frist, um mit seinem ganzen Heere einen Gottesdienst auf freiem Felde zu halten. Dabei sang das ganze Heer des frommen Königs Feldliedlein:

„Verzage nicht, o Häuflein klein,
Obschon die Feinde Willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören;
Und suchen deinen Untergang,
Davor dir wird recht angst und bang: —
Es wird nicht lange währen.
So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort,
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott.
Gott ist mit uns, und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen.“

Der König lag dabei auf seinen Knieen und betete inbrünstig. Nachdem darauf das Heer in Schlachtordnung aufgestellt war, gab er als Losungswort der Schlacht: „Gott mit uns!“ bestieg sein Pferd, zog sein Schwert und ritt die Linien seines Heeres entlang, die Krieger zum Kampfe zu

ermuntern. Zuvor aber ließ er mit Pauken und Trompeten die Lieder: „Ein feste Burg ist unser Gott," und „Es wolle Gott uns gnädig sein!" spielen, und die Krieger stimmten mit ein. Nun fing der Nebel an zu sinken, und die Sonne blickte durch. Das war Morgens um 9 Uhr. Die Schlacht begann. Der Sieg neigte sich bald auf den meisten Punkten auf die Seite der Schweden; aber der linke Flügel wurde zurückgedrängt. Schnell eilte der König an der Spitze seiner tapfern Streiter dahin, den Bedrängten zu helfen. Sein kurzes Gesicht brachte ihn aber zu nahe an den Feind. Sein Pferd bekommt einen Pistolenschuß durch den Hals, ein zweiter zerschmettert ihm selbst den linken Arm. Er bittet den Herzog von Lauenburg, der hinter ihm reitet, ihn aus dem Getümmel zu bringen; aber in diesem Augenblicke erhält er noch einen Schuß in den Rücken. Mit dem Ausrufe: „Mein Gott, mein Gott!" sinkt er entseelt vom Pferde, das ihn noch eine Strecke mit sich fortschleift. Wiehernd rennt des Königs Roß, mit Blut bedeckt, durch die Reihen der Schweden und bringt ihnen zuerst die Kunde von dem Tode ihres Führers. Mit namenloser Erbitterung dringen nun die Schweden abermals in den Feind. Schon weicht dieser, da erscheint Pappenheim mit neuen Truppen. Es beginnt eine neue Schlacht; aber die Kaiserlichen werden geworfen, und Pappenheim selber fällt. Als sich die Kunde von dem Tode des Königs verbreitet, war Freund und Feind gleich erschüttert, und der Kaiser selber soll geweint haben, als ihm das blutige Koller Gustav Adolfs gezeigt wurde.

Auch nach Gustav Adolfs Tode halfen die Schweden den deutschen Protestanten, bis endlich nach noch 16 Jahren (am 24. October 1648) zu Münster und Osnabrück der Westfälische Friede geschlossen wurde, in welchem den Protestanten völlige Religionsfreiheit ausgewirkt worden ist. Aber wie verwüstet sah Deutschland am Ende dieses dreißigjährigen Krieges aus! Im Ganzen hatte es gegen zwei Drittheile seiner Einwohner, in manchen Gegenden noch viel mehr verloren. (In Lemgo waren von 1600 Einwohnern noch 600 übrig.) Ganze Dörfer standen leer, verwüstet, verbrannt; die Aecker waren verwildert und die Menschen ebenfalls.

Der Gustav-Adolf-Verein.

Wie hoch Deutschland Gustav Adolf schätzte, zeigte sich im Jahre 1832, als nach 200 Jahren sein Todestag wiederkehrte. Da wurde von Vielen beschlossen, dafür zu sorgen, daß über dem Schwedensteine, den damals der Reitknecht des Königs auf dem Schlachtfelde errichtet hatte, ein Denkmal sich erhebe, welches der Nachwelt Zeugniß gebe von der hohen Achtung, welche Gustav Adolfs Name genossen hatte in ihrer Mitte. Im Jahre 1837 wurde dieses Denkmal aufgerichtet und eingeweiht in Gegenwart von Tausenden, die mit Begeisterung und mit Liebe weither sich eingefunden hatten, um dem großen Todten ihre Huldigung zu bringen. Die Einwohner des Norddeutschen Bundes, sowie in Baden und Würtemberg, in Dänemark, Norwegen und Schweden, Holland, der Schweiz und England, sind zum größten Theil protestantisch. Aber auch in den übrigen Staaten Europas leben Protestanten in größerer und kleinerer Anzahl, oft zerstreut und unter hartem Drucke, oder doch wenigstens ohne Mittel, Kirchen und Schulen bauen, Geistliche und Lehrer anstellen und überhaupt sich einen eigenen Gottesdienst einrichten zu können. Viele müssen meilenweit gehen, um sich mit protestantischen Brüdern zu einem Gottesdienste oder zur Feier der Sakramente vereinigen zu können. Vielen ist das Abhalten besonderer Gottesdienste, das Läuten der Glocken, die feierliche Bestattung ihrer Todten u. s. w. nicht erlaubt, viele haben weder Kirchen noch Schulen. Das hat ihren evangelischen Brüdern wehe gethan, und sie haben es als ihre Pflicht erkannt, ihnen zu Hülfe zu kommen nach dem Worte St. Pauli: Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Die Mitglieder des über ganz Deutschland verbreiteten Gustav-Adolf-Vereins geben jährlich einen Beitrag an Geld, um den unter den Katholiken zerstreut wohnenden Glaubensgenossen zu Kirchen und Schulen zu verhelfen. Seit seiner Gründung ist sichtbar Gottes Segen mit diesem Verein; denn schon manche Kirche und Schule ist durch ihn erbaut worden.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. (1640—1688.)

Wohl kein Land hatte während des 30jährigen Krieges mehr gelitten, als das Kurfürstenthum Brandenburg. Gewiß war es für den 20jährigen Kurfürsten kein leichtes Werk, seinem zerrütteten Lande wieder aufzuhelfen, aber im Vertrauen auf Gottes Hülfe bebte er vor den Schwierigkeiten nicht zurück. Im Jahre 1643 durchreiste der Kurfürst selbst sein Land. Wie erstaunte er über das grenzenlose Elend, das er überall fand. Die Grafschaft Ruppin zählte nur noch 4 Dörfer, 90 waren verheert. Berlin hatte nur noch 300 Bürger. Mit treuer Sorgfalt suchte er zuerst den Ackerbau wieder zu heben. Friesländer, Holländer und Schweizer zog er in sein Land. Damit er dem Landmanne wieder aufhelfe, erließ er mehrere Jahre denen die Steuern, welche Wüsteneien ankauften, um sie zu bebauen. Er gab Befehl, daß jeder Unterthan hinter seinem Hause einen Garten anlege, und kein junger Bauernsohn sollte getraut werden, ehe er nicht zuvor sechs Obstbäume gepfropft und sechs Eichbäume gepflanzt habe. Den Anbau der Kartoffeln, die damals noch spärlich angepflanzt wurden, betrieb er mit Eifer. Holländer brachten auch die Tabackspflanze mit. Die Landleute fanden aber anfangs an dem Tabacksrauchen keinen Gefallen. Einst war der Kurfürst auf der Jagd und in seinem Gefolge befand sich ein Mohr, der Taback rauchte und einem Bauersman seine Pfeife anbot. Der ehrliche Landmann war darüber sehr verwundert und bedankte sich mit den Worten: „Ne, gnädiger Herr Düvel, ik freete keen Feuer!“ Damit ein schnellerer Verkehr stattfinde, wurden die Landstraßen verbessert, Kanäle angelegt und die Posten eingeführt. Die Kirchen, welche zum Theil in Trümmern lagen, wurden wieder aufgebaut. Die Steuern drückten zwar hart, aber man hörte kein Murren, denn Jeder war überzeugt, daß der Kurfürst Alles für das Wohl des Landes verwendete. Dem Kurfürsten stand eine vortreffliche Lebensgefährtin zur Seite, Louise Henriette, eine holländische Prinzessin. Mit welcher Innigkeit diese Fürstin ihrem Heilande ergeben war, davon zeugt noch heute das von ihr gedichtete glaubensstarke Lied: „Jesus, meine Zuversicht,“ welches schon manchem Sterbenden zum Troste gereicht und manchem Verstorbenen das letzte Geleit gegeben hat. Leider wurde sie schon früh ihrem Gemahl und ihrem

Volke entrissen, sie starb im noch nicht vollendeten 40. Lebensjahre.

Der Sohn des großen Kurfürsten nahm als Friedrich I. den Königstitel an.

König Friedrich Wilhelm I. (1713—1740.)

Dieser König, der Sohn Friedrich's I., war sehr streng, einfach und sparsam. Kaum hatte er, 26 Jahre alt, den Thron bestiegen, so erhielten 90 Kammerherren und eine große Menge anderer Beamten ihren Abschied. Alle überflüssige Pracht bei Hofe verschwand. Das kostbare goldene und silberne Tafelgeschirr wanderte nach der Münze, und mit dem daraus geprägten Gelde wurden Landesschulden bezahlt. Der König aß mit seiner Familie nur Hausmannskost. Er kleidete sich sehr einfach, und die Königin und die königlichen Prinzen erschienen in eben so einfacher Kleidung. In jedem Jahre durchreiste er seine Länder und erkundigte sich, wie es gehe, und ob auch seine Befehle pünktlich ausgeführt werden. Wehe dem Beamten, bei dem er nicht Alles in bester Ordnung fand. Bei aller Strenge hatte der König aber ein wohlwollendes und menschenfreundliches Herz. Es war ihm sehr unangenehm, wenn er sich gefürchtet sah. Am besten gelaunt war er aber stets in seiner täglichen Abendgesellschaft, dem sogenannten Tabackscollegium. Jeder rauchte da seine irdene Pfeife und wer nicht rauchen mochte, mußte doch wenigstens eine solche im Munde halten. Die Unterhaltung war ganz frei; jeder konnte sagen, wie er es meinte, selbst einen derben Scherz nahm der König nicht übel. Sein größtes Vergnügen hatte aber der König an seinen Soldaten, die er seine „lieben blauen Kinder" nannte. Dabei ging ihm nichts über große Leute, und sein 4000 Mann starkes Leibregiment war unter dem Namen der „Potsdamer Riesen" überall berühmt. In aller Herren Länder sandte er seine Werber aus, die ihm Rekruten für sein Leibregiment mit Geld, List oder Gewalt herbeischaffen mußten.

Eine schöne Handlung von Friedrich Wilhelm darf nicht unerwähnt bleiben. Zu seiner Zeit wurden nämlich die protestantischen Salzburger hart verfolgt. Der unduldsame Erzbischof von Salzburg wandte alle möglichen Mittel an,

diese frommen Leute zum katholischen Glauben zu zwingen. Die evangelischen Fürsten Deutschlands verwandten sich für dieselben, aber vergebens. Da erklärte Friedrich Wilhelm, er werde seine katholischen Unterthanen eben so behandeln, wie die Protestanten im Salzburgischen behandelt würden, wenn der Erzbischof sein hartes Verfahren nicht einstellte. Das wirkte. Sogleich erhielten die dortigen Protestanten die Erlaubniß auszuwandern, und zwar binnen acht Tagen, höchstens drei Wochen; die Kinder durften sie aber nicht mitnehmen. Es war aber mitten in der rauhen Jahreszeit, im Monat November, wo sollten die armen Leute nun hin? Da sandten sie zwei aus ihrer Mitte an den König von Preußen. Der versprach ihnen Schutz, sandte ihnen Reisegeld und wirkte es auch aus, daß sie ihre Kinder mitnehmen durften. Nun machten sie sich auf, ein langer Zug von 30,000 Männern und Weibern, altersmüden Greisen und schwachen Kindern. Ueberall, wo sie durchzogen, wurden sie mit Gesang und Glockengeläut bewillkommt und reichlich verpflegt. In Berlin empfing sie der König selbst auf's wohlwollendste. Hinter Königsberg wurden ihnen entvölkerte Landestheile angewiesen und der sonst so sparsame Monarch gab mit Freuden zur Unterstützung dieser Ansiedler Millionen an Geld, Baumaterialien, Ackergeräthschaften und Vieh her und ertheilte ihnen eine 15jährige Abgabenfreiheit. Friedrich Wilhelm hinterließ bei seinem Tode ein trefflich geordnetes Land, ein jährliches Einkommen von $7\frac{1}{2}$ Millionen Thaler und einen Schatz von 20 Millionen Thaler.

Friedrich der Große.

1. Als dem König Friedrich Wilhelm I. am 24. Januar 1712 ein Prinz geboren wurde, ahnte niemand, daß aus diesem Kinde einst ein Herrscher werden sollte, so groß wie ihn das Königreich Preußen nicht wieder gehabt hat. Seinem Vater war es sonderlich lieb, daß der Prinz in seiner Kindheit gern Soldat spielte. Aus seinem Sohne einen tüchtigen Soldaten zu machen, darauf stand des Königs Sinn. Schon im achten Jahre mußte der kleine Prinz mit dem Gewehr exerciren und im zehnten bei Wind und Wetter im Schloßhofe zu Berlin Wache stehen. Der Prinz wurde indessen der

kriegerischen Uebungen bald überdrüssig; sein Geist strebte nach andern Dingen. Er las gern Bücher, hatte Wohlgefallen an der Dichtkunst und an der Musik, besonders am Flötenspiel. Sein Vater durfte aber nichts davon merken, und sein Lehrmeister mußte heimlich zu den Lehrstunden kommen. Als ihn sein Vater einst dabei überraschte, hielt er ihm eine harte Strafpredigt. Die Bücher wurden verkauft, und spöttisch sagte der König von dem Prinzen: „Fritz ist ein Querpfeifer; er macht sich nichts aus Soldaten und wird meine ganze Arbeit verderben.“ Dies erregte in dem Prinzen Verstimmung und Bitterkeit und er beschloß, heimlich nach England zu entfliehen. Schon war alles zur Flucht mit seinem Freunde Katte, einem Offizier der Königs, verabredet, da wurde die Sache dem Könige verrathen. Der Zorn der Königs kannte keine Grenzen. Er ließ den Prinzen verhaften und vor sich bringen. Ueber die Antworten desselben gerieth er so in Wuth, daß er den Degen zog, um ihn zu durchbohren, hätte nicht der Kommandant von Wesel, wo sich dies zutrug, den Arm des Königs zurückgehalten. Der König schickte den „entlaufenen Oberstlieutenant Fritz,“ wie er ihn nannte, nach der Festung Küstrin. Ein Kriegsgericht sollte das Todesurtheil über ihn sprechen, allein des Königs Generale lehnten das entschieden ab. Doch wurde der Prinz in strenger Haft gehalten. Ein hölzerner Schemel war sein Sitz, der Fußboden sein Lager, magere Kost seine Nahrung. Katte, des Prinzen Freund, wurde vor seinen Augen enthauptet. Lange konnte man des Königs Zorn nicht besänftigen. Endlich gelang es dem wackeren Feldprediger Müller, den strengen Sinn des Königs zu erweichen und den Kronprinzen zur Abbitte zu vermögen. Friedrich arbeitete nun in Regierungsgeschäften und war so fleißig, daß ihn der König eines Tages in die Arme seiner Mutter mit den Worten zurückführte: „Da habt Ihr den Fritz!“ Als der König 1470 starb, war er völlig ausgesöhnt; er rief: „Ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe.“ Friedrich hatte eine harte Schule durchmachen müssen; aber sie war ihm heilsam.

2. Als König dachte Friedrich II. nur an seines Landes Ehre und Wohlfahrt. Bald fand sich Gelegenheit, von dem trefflichen Heere, welches sein Vater herangebildet hatte, Gebrauch zu machen. Als der deutsche Kaiser Karl VI. starb,

und seiner Tochter Maria Theresia Thron und Reich hinterließ, machte Friedrich alte Erbansprüche auf Schlesien geltend, welches damals den Oesterreichern gehörte. Da sich Maria Theresia weigerte, Schlesien herauszugeben, griff Friedrich zu den Waffen, fiel schnell in Schlesien ein und besetzte es in wenigen Wochen. In zwei Kriegen, die man die beiden schlesischen Kriege nennt, blieb er Sieger. Maria Theresia sah sich gezwungen, im Frieden zu Dresden (1745) Schlesien an Preußen abzutreten. Aber es sollten noch schwere Jahre kommen, ehe das neue Besitzthum gesichert war. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen. Es traten ihr die Thränen in die Augen, so oft sie einen Schlesier sah. Friedrich wußte das wohl. Unaufhörlich rüstete und übte er sein Heer. Im Jahre 1756 erfuhr er, daß Rußland, Frankreich, Schweden und Sachsen sich heimlich mit Oesterreich zu seinem Verderben verbunden hätten. Vor der Menschen Augen schien Friedrich verloren; denn halb Europa mit 500,000 Mann stand gegen ihn in den Waffen. Allein Friedrich verlor den Muth nicht. Er nahm den ungleichen Kampf auf, und um den Feinden zuvorzukommen, fiel er plötzlich in Sachsen und Böhmen ein. Damit begann der siebenjährige Krieg (1756—1763). Heiße Schlachten wurden geschlagen, und ruhmvolle Siege erkämpft. Bei Lowositz und Prag schlug er die Oesterreicher. Bei Roßbach, unweit Weißenfels, schickte er mit einem kleinen Häuflein die übermüthigen Franzosen heim, die in Gedanken den König schon in Paris gefangen sahen. Bei Leuthen siegten 30000 Preußen über 90000 Oesterreicher. In der mörderischen Schlacht bei Zorndorf hielt Friedrich die Russen auf, die sengend und raubend bis an die Oder vorgedrungen waren. Bei Liegnitz hatte unser Held die Oesterreicher schon Morgens 5 Uhr geschlagen. In der Schlacht bei Torgau waren dem Könige schon 2 Pferde unter dem Leibe erschossen und er selbst war verwundet; da brachte zuletzt der General Ziethen die Oesterreicher zum Weichen. Aber auch blutige Niederlagen hatte Friedrich zu erleiden, wie bei Kollin, Hochkirch und Kunersdorf. Dennoch ging er siegreich aus dem Kampfe hervor. Im Februar 1763 wurde auf dem Jagdschlosse Hubertsburg bei Meißen der Friede geschlossen, und Schlesien verblieb dem Könige.

3. Vom Schlachtfelde zog sich Friedrich II. in sein stilles Schloß Sanssouci (spr. Sangsussi) bei Potsdam zurück. Der zerrüttete Zustand seines Landes gab ihm nun Gelegenheit, seine Regententugenden zu zeigen. Er benutzte nach allen Kräften die folgenden Friedensjahre, um das Land wieder in einen blühenden Zustand zu versetzen. Mit unausgesetzter Thätigkeit widmete er sich den Regierungsgeschäften. Er schlief nur wenige Stunden. Schon um 4 Uhr Morgens ließ er sich von dem Kammerdiener wecken. Schnell kleidete er sich an, las die eingegangenen Briefe und gab darauf durch kurze Randbemerkungen seinen Bescheid. Nach dem Frühstück blies er die Flöte und dachte, im Zimmer auf- und abgehend, über die ernstesten Dinge nach. Dann ging oder ritt er spazieren, aber nicht ohne den berühmten Krückstock. Schlag 12 Uhr setzte er sich mit einer ausgesuchten Gesellschaft von geistreichen Offizieren und berühmten Gelehrten zu Tische. Nach Mittag blies er wieder eine halbe Stunde Flöte und unterzeichnete die von seinen Schreibern ausgefertigten Briefe. Dann ging er ins Freie, wo er sich an seinen Gartenanlagen und an seinen muntern Windspielen ergetzte. Gegen 6 Uhr kehrte er ins Schloß zurück, wo sich seine Musiker schon versammelt hatten, mit denen er spielte. Bei der Abendtafel war Friedrich heiter und liebte muntere Gespräche, so daß er sich oft erst gegen Mitternacht zur Ruhe begab. Jährlich pflegte er in seinen Landen umherzureisen, um sich von dem Wohlstande derselben zu überzeugen und über seine Truppen Musterung zu halten. Wo er erschien, wurde „der alte Fritz“ mit Ehrfurcht und Jubel empfangen.

Friedrich litt an der Gicht; die Anfälle derselben wurden gegen das Ende seines Lebens immer heftiger, und zuletzt stellte sich noch die Wassersucht ein. Da er die liegende Stellung nicht ertragen konnte, so mußte er Tag und Nacht in einem Lehnstuhle sitzend zubringen. Dennoch besorgte er bis an sein Ende die Regierungsgeschäfte selbst. Er verschied am 17. August 1786. Seinen Tod betrauerte nicht nur sein Volk, sondern auch ganz Europa; denn Friedrich war der Held des Jahrhunderts, von den Königen geachtet, von seinem Volke geliebt und von seinen Soldaten verehrt.

Joseph II. (1765 — 1790.)

1. Joseph, ein Sohn der Kaiserin Maria Theresia, war als stiller Bewunderer Friedrichs des Großen aufgewachsen. Was dieser für Preußen war, wollte Joseph für seine österreichischen Staaten werden. Keiner seiner Diener war so fleißig wie er. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er thätig. Gab es viel zu thun, so arbeitete er aber auch bis tief in die Nacht hinein und mußte von seinen Dienern erinnert werden, seiner Gesundheit nicht ganz und gar zu vergessen. Joseph liebte sein Volk und wünschte von ihm geliebt zu werden. So öffnete er den Prater, einen schönen Lustgarten, den bisher nur der Adel besuchen durfte, allem Volke und setzte über den Eingang die Inschrift: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schützer." Als die adligen Herren sich beklagten, daß sie nun nirgends mehr ein Plätzchen hätten, wo sie ganz unter sich sein könnten, erwiederte Joseph: „Wenn ich nur immer unter meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft hinabsteigen, wo meine todten Ahnen ruhen, und hier meine Tage zubringen." Wenn Gefahr war, z. B. Feuersnoth, eilte er stets zur Hülfe herbei, griff eifrig mit an, ermunterte die Umstehenden und leitete die Rettungsanstalten. Dann vertheilte er Geld unter die Leute, wie er denn nie ausging, ohne eine Summe von 100 Dukaten beizustecken, die an Arme und Leidende gespendet wurden. Er schätzte die Menschen bloß nach ihren Verdiensten, ohne Rücksicht auf Stand und Konfession. Insbesondere nahm er sich des gedrückten Landmanns an. Er führte einmal mit eigener Hand den Pflug, um den Bauern zu zeigen, wie sehr er ihre Beschäftigung ehre. Wo er konnte, half er mit Wort und That, und war dabei gegen Alle liebreich und leutselig.

2. Ueberall suchte Joseph Verbesserungen einzuführen. Allen Glaubensgenossen, auch den Juden, gestattete er freie Religionsübung. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben. Er verbot die Einfuhr fremder Luxussachen und schickte selbst die ausländischen Weine aus dem Schloßkeller ins Krankenhaus. Viele Klöster hob er in seinen Landen auf und erklärte sich unabhängig vom Papste. Von dem Vermögen der eingegangenen Klöster stiftete er Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Taubstummenanstalten und ähnliche nützliche Anlagen.

Da der Kaiser in seinen Verbesserungen oft zu schnell verfuhr und seine verschiedenen Völker alle nach gleichen Gesetzen regieren wollte, so erregten seine Neuerungen große Unzufriedenheit. Selbst die ungarischen Bauern, deren größter Wohlthäter er hatte werden wollen, traten ihm als unversöhnliche Feinde entgegen und forderten mit Ungestüm ihre hergebrachten Rechte zurück. Zu gleicher Zeit brach in den Niederlanden, die damals noch österreichisch waren, offene Empörung aus. Dem Kaiser blieb nichts übrig, als die meisten der von ihm gemachten Einrichtungen und Gesetze wieder aufzuheben. Alle die schönen Pläne zur Beglückung der Menschen, die sein hoher Geist erdacht hatte, mußte er noch vor seinem Tode vernichtet sehen. Er lebte darauf nicht mehr lange. Ich wünsche, sagte er, man schriebe auf mein Grab: „Hier ruhet ein Fürst, dessen Absichten rein waren, den aber das Unglück traf, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“ Schon im Januar 1790 fühlte er, daß sein Körper mit schnellen Schritten dem Grabe zueile; aber noch arbeitete er bis zum letzten Tage seines Lebens. Am 19. Februar Abends betete er: „Herr, der du allein mein Herz kennst, dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich bei allem, was ich unternahm und befahl, nur das Wohl meiner Unterthanen im Auge hatte. Dein Wille geschehe!“ Gegen 8 Uhr Morgens sagte Joseph: „Ich fühle die Annäherung meines Todes. Herr, in deine Hände empfehle ich meine Seele.“ Der Todeskampf dauerte 5 Minuten und war schmerzlos. Einem Schlafenden glich die irdische Hülle Josephs, als die Seele sie verlassen hatte.

Auf seinem ehernen Standbilde in Wien stehen in lateinischer Sprache die Worte:

„Joseph dem Zweiten, der dem öffentlichen Wohle nicht lange, aber ganz lebte.“

Die französische Revolution. Deutschlands Knechtung.

1. Frankreich ist ein herrliches und gesegnetes Land; aber von dort ist viel Unheil über Europa gekommen. Unter den Königen Frankreichs hatte sich besonders Ludwig XIV. durch seine Ruhm- und Herrschsucht und durch seine vielen Kriege, sowie durch die Unsittlichkeit seines Hofes einen Namen gemacht. Aber Krieg kostet Geld; das französische Volk

verarmte und seufzte unter hartem Druck. Dazu liebte Ludwig Glanz und Pracht und verthat große Summen Geldes. Sein Sohn Ludwig XV. drückte das Volk noch härter, und gab außerdem durch ein Leben voller Schande und Laster großes Aergerniß. Die Gottesfurcht schwand, und die Sünde nahm überhand. Ludwig XVI. meinte es wohl gut; allein er war zu schwach, als daß er die vielen Schäden hätte abstellen können. Im Jahre 1789 erhob sich Paris in blutigem Aufruhr. „Freiheit und Gleichheit" war die allgemeine Losung. Entsetzliche Greuel wurden begangen. In den Straßen von Paris floß das Blut in Strömen. Die Empörer nahmen endlich den König gefangen und ließen ihn sammt seiner Gemahlin hinrichten. Wer dem Könige noch anhing, war seines Lebens nicht sicher. Zu Tausenden wurden die Königsfreunde mit dem Fallbeil geköpft. Die Religion wurde abgeschafft, das Evangelium für Lug und Trug erklärt, das Dasein des lebendigen Gottes geleugnet, die Kirchen geplündert, die Altäre und heiligen Gefäße geschändet. Was die Hauptstadt that, ahmten die Provinzen nach. Bewaffnete Banden zogen durch das Land, und mit dem Triumphgeheul: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten" plünderten sie die Schlösser der Edelleute und die Häuser der Wohlhabenden. Das waren die Schreckenstage der Revolution in Frankreich. Das Volk war toll und trunken geworden nach der Wirkung des Satans mit allerlei lügenhaften Kräften.

2. Bald fingen die Franzosen auch mit ihren Nachbarn Krieg an. An die Spitze der französischen Heere stellte sich ein kühner und geschickter General, Napoleon Bonaparte, der Sohn eines Advokaten auf der Insel Korsika. Er war in einer Kriegsschule Frankreichs erzogen. Sechs und zwanzig Jahre alt, führte er schon den Oberbefehl über die französische Armee in Italien. Es geschahen dort Wunder der Tapferkeit. Die Franzosen vergötterten ihn, und im Jahre 1804 ließ er sich zum Kaiser der Franzosen erklären. Ein gewaltiger Geist wohnte in diesem Manne; aber er fürchtete weder Gott noch Menschen. Ein Menschenleben war ihm gering und verächtlich; er sah in den Menschen nur Werkzeuge, seinen ungeheuren Plänen zu dienen. Er wollte Herr von ganz Europa werden. Ohne Recht und Ursache fiel er über die Länder her und besiegte einen europäischen Fürsten nach dem andern. Die Staaten vertheilte er nach Willkür

und verschenkte und vertauschte sie sammt den Völkern wie Waaren. Er raubte ihnen die angestammten Fürsten und setzte ihnen seine Brüder und Generale zu Herrschern. Und Gott der Herr ließ es zu, daß dieser gewaltige Mann zwei Jahrzehnte die Länder Europas mit dem Elend des Krieges belastete.

3. Auch nach unserm deutschen Vaterlande streckte Napoleon seine Hand aus. Es gelang ihm nur zu leicht, es zu knechten. Zwietracht trennte die deutschen Fürsten und Stämme. Von den Fürsten im Stich gelassen, wurde der deutsche Kaiser Franz II. in der Schlacht bei Austerlitz (1805) geschlagen und mußte bedeutende Ländergebiete abtreten. Das deutsche Reich war aufgelöst, und Franz II. legte seine Würde als deutscher Kaiser nieder (1806). Die kleineren Fürsten mußten mit Napoleon den Rheinbund schließen. Sie wurden dadurch scheinbar unabhängige Herren; aber Napoleon übte über sie eine schmachvolle Herrschaft. Auch Lippe trat dem Rheinbunde bei, und die damalige Regentin des Landes, die Fürstin Paulina, lebt jetzt noch bei allen Lippern im gesegneten Andenken, weil sie in jener schweren Zeit wie eine wahre Mutter für ihr Land sorgte, so daß unser Land die Noth jener Zeit weniger als manches andere gefühlt hat. Zu spät erhob sich Preußen gegen die Gewaltthätigkeiten Napoleons. Nach den unglücklichen Schlachten bei Jena (1806) und Friedland (1807) verlor es die fruchtbarsten und blühendsten Länder zwischen dem Rhein und der Elbe, mehr als die Hälfte des Königreichs. Deutschland seufzte unter dem Drucke der Franzosen; ihre Kriegsheere lagerten auf deutschem Boden und erlaubten sich mitten im Frieden ungestraft jede Bedrückung. Der Landmann mußte sein Korn und Vieh, und der Handwerker seine Arbeiten in die französischen Magazine liefern. Die deutschen Seehäfen waren den Engländern verschlossen, damit diese ihre Kolonialwaaren nicht los würden; denn dadurch gedachte Napoleon sie zu verderben. Niemand durfte es wagen, ein freies Wort zu sprechen; französische Spione lauerten überall. 1809 besiegte Napoleon Oesterreich zum vierten Male und nahm ihm wie früher Länder ab. Kaiser Franz mußte ihm überdies seine Tochter Marie Louise zur Gemahlin geben; dadurch wollte er in die Reihe der alten geehrten Fürstenhäuser treten. Die deutschen Rheinbundsstaa-

ten wurden von Napoleon gezwungen, ihre Jugend in seinen Diensten zu opfern; er führte sie zur Schlachtbank gegen die Völker, die er noch unterjochen wollte. Lipper haben da in Tyrol, in Spanien und später in Rußland geblutet. Da ging ein Wehegeschrei durch die deutschen Lande über solche Schmach. Napoleon war eine Geißel Gottes, die Deutschen zu züchtigen, weil sie Strafe verdient hatten. Aber nachdem der Herr sie gezüchtigt hatte, wollte er ihnen auch wieder helfen nach seiner Barmherzigkeit.

Andreas Hofer.

In dem unglücklichen Kriege, den im Jahre 1805 Oesterreich gegen Frankreich führte, wurde Tyrol von den Franzosen erobert und später an Bayern abgetreten als Belohnung für den Beistand, den es dem Napoleon gegen Oesterreich geleistet hatte. Aber mit treuer Liebe hing das biedere Bergvolk an Oesterreich. Es erhob sich, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Eines von den Häuptern dieses Volksaufstandes war der Sandwirth Andreas Hofer von Passeier, ein schlichter, frommer Mann, kräftig von Gliedern und stattlich von Ansehen, mit langem schwarzem Barte. Napoleon schickte viel Kriegsvolk ins Tyroler Land; aber frisch und lustig standen die Tyroler auf ihren heimathlichen Bergen, schossen unverdrossen mit ihren nie fehlenden „Stutzen“ und brachten dem Feinde große Verluste bei. Doch half Alles nichts, der Kaiser Franz mußte im Frieden zu Schönbrunn (1809) sein treues Tyrol den Bayern lassen und seine Tyroler auffordern, die Waffen niederzulegen.

Da schrieb Hofer an seinen Freund Speckbacher: „Es ist Alles aus, Oesterreich hat uns vergessen.“ Doch es sollte noch ärger kommen. Man täuschte den Hofer durch allerlei Nachrichten von den Siegen der Österreicher, und er ließ sich verleiten, sein Volk aufs Neue unter die Waffen zu rufen. Das war den Franzosen gar lieb, denn sie nahmen das zum Vorwand, den Hofer für vogelfrei zu erklären. Er hätte vielleicht nach Österreich entkommen können, wozu ihm von Wien aus alle Mittel geboten wurden. Das mochte er aber nicht aus Anhänglichkeit an sein liebes Land Tyrol. Zwei Monate lang verbarg er sich mit den Seinigen in einer einsamen Alp-

hütte. Endlich verrieth ihn ein Priester, sein früherer Freund. Mitten in der Nacht führte dieser die Häscher am 30. Jan. 1810 zu Hofers Hütte. Dreimal pochen sie; da tritt Hofer heraus, und als er sieht, was man vorhat, sagt er gefaßten Muthes: „Ich bin Andreas Hofer, den ihr suchet, schont nur mein Weib und meine Kinder.“ — Sie ergreifen ihn und bringen ihn, mit Ketten gefesselt, nach Mantua. Dort wird er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Auf dem Richtplatze reichte man ihm ein Tuch, um sich die Augen zu verbinden und hieß ihn niederknieen. Hofer verweigerte beides. „Ich stehe hier,“ sagte er, „vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich ihm meinen unsterblichen Geist wiedergeben.“ Dann bat er den Korporal, gut schießen zu lassen. Darauf kommandirte er selber mit fester Stimme: „Gebt Feuer!“ Aber die Schützen trafen schlecht. Bei den ersten sechs Schüssen sank er in die Kniee, die folgenden sechs streckten ihn zwar zu Boden, aber machten seinem Leben noch nicht ein Ende. Da trat der Korporal hinzu, setzte dem Aechzenden sein Gewehr an den Kopf und zerschmetterte ihn durch den dreizehnten Schuß.

Schill.

Mit lautem Jubel wurde der Major Schill, der tapfere Vertheidiger Kolbergs, empfangen, als er nach dem Tilsiter Frieden 1807 in Berlin mit seinen Husaren einzog. Wo er sich auf den Straßen zeigte, umgab ihn eine große Menge, pries man seinen Namen und hoffte, noch größere Thaten von ihm ausgeführt zu sehen.

Da rief Oesterreich die deutschen Völker auf zum Kampfe gegen den Erbfeind Deutschlands. In Schill's Herz drang der Waffenruf; er mochte nicht warten, bis sein König zu den Waffen rief. Er ließ am 29. April 1809 sein Regiment satteln, und rückte, wie er schon öfter gethan, mit vollem Gepäck aus Berlin. Nachdem man einige Meilen marschirt war, ließ er seine 600 Husaren einen Kreis schließen und sprach: „Preußen! Der Krieg gegen Napoleon bricht von Neuem aus. Oesterreichs Heere ziehen gegen ihn, da dürfen auch wir nicht daheim bleiben, denn wir haben die Schlacht bei Jena und den Frieden von Tilsit zu rächen. Wer mit

mir kämpfen will für Deutschlands Freiheit, der folge mir; wer sich davor scheut, der kehre ungekränkt nach Berlin zurück." — „Wir folgen alle," rief es wie aus Einem Munde, wobei die Säbel lustig geschwenkt und dem Könige ein dreifaches Hurrah gebracht wurde. Schill rückte der Elbe zu, um das österreichische Heer zu erreichen. Aus jeden Dorfe, aus jeder Stadt, durch welche Schill zog, folgten ihm kriegslustige Jünglinge. Der Feind bot aber Truppen auf, um auf die kleine Schaar Jagd zu machen; der König von Preußen mußte den voreiligen Major für abgesetzt erklären, und der König Hieronymus von Westfalen ächtete ihn als Räuber; aber Schill wußte den Feinden klug auszuweichen und sie einzeln zu besiegen.

Als Schill bei Wittenberg die Elbe überschritten hatte, nöthigte ihn die Besiegung Oesterreichs zur Umkehr nach Norddeutschland, wo er endlich von allen Seiten gedrängt, sich nach Stralsund warf, um von da nach England zu fliehen, da seine Offiziere Fortsetzung des Kampfes verlangten. Die Franzosen aber rückten mit Ueberzahl vor die Stadt und griffen sie an. Nach einer heftigen Beschießung drangen sie ein, aber Schill setzte ihnen in den Straßen den verzweifeltsten Widerstand entgegen. Im heißesten Kampfgewühle stand Schill an der Spitze seiner treuen Streiter. Schill erhielt einen Hieb über den Kopf. Man versprach ihm Schonung, wenn er sich ergeben wolle; aber Schill antwortete mit Säbelhieben. Da trafen ihn mehrere Flintenschüsse, so daß er todt vom Pferde stürzte. Sein Tod endete das Gefecht, nur 150 Mann schlugen sich durch, die übrigen fielen oder wurden gefangen, um nach Frankreich geführt und zu Galeerensclaven gemacht zu werden.

Elf gefangene Offiziere wurden zu Wesel als Rebellen erschossen, Schill's Leichnam ward der Kopf abgeschnitten, in Weingeist gelegt und zu Leyden aufbewahrt.

Das Gottesgericht in Rußland.

Napoleon hatte fast alle Fürsten und Völker Europa's bezwungen. Schon lastete seine Hand auf Spanien, Italien, Holland und Deutschland. Da gelüstete ihn, auch Rußland seiner Herrschaft zu unterwerfen. Im Jahre

1812 erklärte er dem russischen Kaiser den Krieg. Ein ungeheures Heer aus allen Ländern, das eine halbe Million Streiter und 1200 Kanonen zählte, wälzte sich den russischen Grenzen zu. Die Russen vermochten nicht den gewaltigen Schaaren zu widerstehen. Nach mehreren blutigen Gefechten mußten sie das Feld räumen. Sie zogen sich tief in das Land zurück, indem sie hinter sich her Alles verheerten. Napoleon folgte ihnen bis nach Moskau, der alten Hauptstadt Rußlands. Da ereilte ihn die göttliche Gerechtigkeit. Am 14. September zog er siegestrunken in die Stadt ein. Aber wunderbar, Moskau war wie ausgestorben. In der folgenden Nacht brach an mehreren Punkten zugleich Feuer aus. Bald standen ganze Straßen in Flammen; ein ungeheures Flammenmeer wälzte sich über die Stadt und röthete den Himmel. Die Russen selber hatten die Stadt angezündet, um Napoleon das Bleiben zu verleiden. Ende October sah er sich zum Rückzuge genöthigt. Darauf hatten die Russen gewartet. Mit den Schwärmen ihrer Kosacken verfolgten sie den fliehenden Feind, ließen ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe, und wer sich vom Hauptheere entfernte, wurde niedergemacht. Da brach Tod und Verderben noch furchtbarer ein. Früher als sonst trat in den öden Steppen Rußlands ein harter Winter ein. Die fliehenden Schaaren hatten keinen Schutz gegen seine Strenge; die Kleider waren zerrissen; die Füße, halb entblößt, zitterten auf dem kalten Schnee; die Dörfer und Städte waren verwüstet, nirgend ein Obdach gegen den furchtbar schneidenden Wind, kein Bissen Brot, den Hunger zu stillen. An jedem Morgen lagen Haufen Erfrorener um die ausgebrannten Wachtfeuer. Die ermatteten Krieger konnten sich kaum weiter schleppen; Tausende blieben zurück und fielen von den Waffen der Russen, oder wurden eine Beute der Wölfe. Als das erschöpfte Heer über die Beresina ging, da brachen die Brücken, und Tausende fanden in den Fluthen ihr Grab. Napoleon verließ heimlich das Heer und fuhr in einem Schlitten nach Frankreich. Im folgenden Jahre verbrannten die Russen über 25000 erstarrte Menschen. Von der halben Million Krieger, welche Napoleon nach Rußland geführt, kamen nur 30 bis 40,000 Mann zurück. Die Hand des Herrn hatte den Gewaltigen getroffen. Der hatte gesagt: „Bis hieher und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.“

Die Schlacht bei Leipzig.

Die Nachricht von dem Untergange der „großen Armee," wie sie Napoleon in stolzem Uebermuthe nannte, klang den Ohren der so lange geknechteten Deutschen anfangs wie ein Mährlein. Endlich erkannten sie, daß die Zeit gekommen sei, wo Gott der Herr die Schmach von ihnen nehmen und die Völkergeißel zerbrechen wolle. Zuerst erließ der König von Preußen einen Aufruf an sein Volk, sich freiwillig zu bewaffnen zum heiligen Krieg gegen den Unterdrücker des Vaterlandes. Der König rief, und Alle, Alle kamen: Jünglinge, Männer mit grauem Haar, Väter zahlreicher Familien. Wer nicht mitziehen konnte, gab sein Geld und Gut, Frauen ihren Schmuck, Kinder ihren Sparpfennig, Mägde ihre Ohrringe. Wenn die ausrückenden Schaaren durch Städte und Dörfer zogen, geschah es unter ernstem, feierlichem Glockengeläute. Von den Kanzeln wurde gepredigt: „Fürchtet euch nicht, zaget nicht! Zieht aus wider sie! Der Herr ist mit euch!" Im Frühjahr 1813 begann der große Kampf. Napoleon war wieder in Deutschland erschienen und hatte seine Heere in Sachsen zusammengezogen. Ihm gegenüber standen die Preußen, welche sich mit dem Russen verbündet hatten; bald traten auch England und Schweden, sodann Oesterreich bei. In verschiedenen Gefechten an der Katzbach, bei Großbeeren und Dennewitz hatten die Verbündeten schon gesiegt. Jetzt standen sie den Franzosen bei Leipzig gegenüber, die Oesterreicher unter Schwarzenberg, die Preußen unter Blücher, die Russen unter Wittgenstein, die Schweden unter ihrem Kronprinzen, zusammen 300000 Mann; die Franzosen waren 200000 Mann. Völker aus dem fernen Asien und vom mittelländischen und atlantischen Meere trafen hier zusammen; daher nannte man diese Schlacht die Völkerschlacht.

Sie begann am 16. October 1813. Die Erde erbebte in weitem Umkreise von dem Donner der Geschütze, und mit gewaltiger Anstrengung und rühmlichem Heldenmuthe wurde auf beiden Seiten gekämpft. Am Nachmittag schien es, als würde Napoleon siegen; schon ließ er mit allen Glocken in Leipzig läuten. Aber er triumphirte zu früh; denn bis zum Abend errang Blücher bei dem Dorfe Möckern die größten Vortheile. Am Abend beleuchteten acht brennende Dörfer das blutige Schlachtfeld. Wie Leichenkerzen flackerten

die Wachtfeuer in der weiten Todtenstille. In ernster Erwartung sah alles dem folgenden Tag entgegen. Der Morgen des 17. Octobers, — es war ein Sonntag, — brach an; doch führte dieser Tag die Heere nicht zu neuem Kampfe. Napoleon machte Friedensvorschläge, die aber nicht angenommen wurden. Da erschien der 18. October. Napoleon hielt auf einem Hügel, auf welchem eine Windmühle stand, und leitete von da aus die Schlacht. In nicht gar weiter Entfernung ihm gegenüber weilte auf einem Hügel der König von Preußen und die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland. Noch deckte ein dichter Nebel das weite Feld. Als der erste furchtbare Kanonendonner erscholl, brach die Herbstsonne durch und beleuchtete die Wahlstatt. Heftig entbrannte der Kampf. Hier wurden brennende Dörfer angegriffen oder umgangen; dort rückte das Fußvolk gegen einander; da sprengten Reiterregimenter auf den Feind los; das Kreuzfeuer der Artillerie wüthete. Während der Schlacht gingen auch die sächsischen Truppen, welche nur gezwungen dem fremden Machthaber gefolgt waren, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu ihren deutschen Brüdern über. Schon neigte sich der Tag; es war 5 Uhr Nachmittags, da thaten die Fürsten dem Blutvergießen Einhalt. Napoleon war gänzlich geschlagen. Finster und in sich gekehrt saß er auf dem Windmühlenhügel; stumm und düster umstanden seine Generale das Wachtfeuer. Dann ritt er nach Leipzig zurück. Er hatte in jenen Tagen 38000 Todte und Verwundete und 30000 Gefangene verloren; aber auch die Verbündeten hatten ihren Sieg mit 42000 Todten und Verwundeten erkaufen müssen.

Am 19. October Morgens zog Napoleon mit dem Reste seines geschlagenen Heeres dem Rheine zu. Die verbündeten Herrscher beschlossen, da sein Hochmuth noch nicht gebrochen war, ihn in Frankreich selbst aufzusuchen. In der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814, mit dem Schlage Zwölf, setzte Blücher mit seinem Heere über den Rhein, wobei er die braven Truppen zu neuer Tapferkeit anfeuerte und zugleich zur Mäßigung und strengen Mannszucht in Feindesland ermahnte. Am 31. März 1814 um Mittag hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, umgeben von einem glänzenden Gefolge, ihren Einzug in das gedemüthigte Paris, hinter ihnen ein großer Theil ihrer Armeen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in schönster

kriegerischer Haltung. Das gesinnungslose Volk aber, welches kurz vorher noch Napoleon auf den Händen getragen hatte, jauchzte jetzt den Verbündeten als Errettern von der langen Tyranei entgegen und empfing sie mit Blumenschmuck und mit demüthigen Schmeicheleien. — Napoleon mußte abdanken. Die Insel Elba im Mittelmeer wurde ihm zum Wohnsitz angewiesen.

Das Lied vom Feldmarschall.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd;
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.
2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein;
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.
3. Er ist der Mann gewesen, als alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang.
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Wälschen zu weisen die deutsche Art.
4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der greise Jüngling in Sattel sich schwang!
Da ist ers gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernen Besen das Land rein gemacht.
5. Bei Lützen auf der Aue da hielt er solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus;
Viel Tausend entliefen in hastigem Lauf;
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.
6. Bei Katzbach an dem Wasser da hat ers auch bewährt;
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmet, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!
7. Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er da hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg;
Sie mußten wieder springen, wie Hasen übers Feld,
Und hinterdrein ließ klingen sein Hussah der Held.
8. Bei Leipzig auf dem Plane, o schöne Ehrenschlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da liegen sie sicher nach letztem hartem Fall;
Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.
9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus,
Dem Siege entgegen zum Rhein und übern Rhein,
Du tapferer Degen, und Gott soll mit dir sein!

Kriegslied.

1. Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth.
Man träumt von Siegeskränzen;
Man denkt auch an den Tod.

2. Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom Himmelszelt!
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gib uns heute Sieg.
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg!

3. Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar.
Sein harren alle Frommen;
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden Deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

4. Denn Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust;
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei.
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

Der gute Kamerad.

1. Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit. Die Trommel schlug zum Streite; er ging an meiner Seite in gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen: gilt es mir, oder gilt es dir? Ihn hat es weggerissen. Er liegt mir vor den Füßen, als wärs ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad. „Kann dir die Hand nicht geben; bleib du im ewgen Leben, mein guter Kamerad!

Reiters Morgengesang.

1. Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod! Bald wird die Trompete blasen; dann muß ich mein Leben lassen, ich und mancher Kamerad.

2. Kaum gedacht, wird der Lust ein End gemacht. Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab.

3. Ach, wie bald schwindet Schönheit und Gestalt! Prahlst du gleich mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen: ach, die Rosen welken bald!

4. Darum still füg ich mich, wie Gott es will. Nun, so will ich wacker streiten; und sollt ich den Tod erleiden, stirbt ein braver Reitersmann.

Belle Alliance.

Unerwartet verließ Napoleon Elba und landete auf französischem Boden. Ueberall wurde er mit Jubel aufgenommen; seine Feldherrn eilten unter seine Fahnen; am 20. März 1815 zog er in Paris ein. Die Fürsten Europas mußten von neuem zu den Waffen greifen. Im Juni schon stand ihnen Napoleon mit einem 120000 Mann starken Heere gegenüber. Den Oberbefehl über die Preußen führte der siebzigjährige Blücher; Wellington führte die Engländer. Die ersten Kämpfe brachten keine Entscheidung; die Preußen mußten sich bei Ligny sogar zurückziehen. Da kam der 18. Juni heran. Rings um Waterloo in der Nähe von Brüssel breitet sich eine weite Ebene aus; diese hatte sich Wellington zum Schlachtfelde ausersehen. Er hatte eine treffliche Stellung; seine Armee stand auf Anhöhen. Wenn Blücher ihm nur zwei Heerhaufen schicken könne, ließ er sagen, so wolle er mit seinen 80000 Mann den Kampf gegen die 120000 Franzosen aufnehmen. Man weckte den greisen Feldherrn in der Nacht, um ihm die Meldung zu machen. „Mit meinem ganzen Heere will ich kommen," ließ er dem englischen Feldherrn sagen, und schlief dann ruhig weiter. Der Morgen des 18. Juni war trübe und naß; der Regen fiel stromweise vom Himmel. Blücher schwang sich auf sein Pferd und sprach zu seinen Soldaten: „Vorwärts, Kinder!" Da ging der Jubel von einem Haufen zum andern: „Es geht wieder vorwärts!" Napoleon wußte wohl, wenn er heute nicht siegte, so war er verloren. Denn schon nahten die Heere der Russen und Oesterreicher. Die Entscheidungsschlacht begann. Mit fürchterlicher Erbitterung wurde auf beiden Seiten gestritten. Immer neue Heerhaufen trieb Napoleon gegen die Engländer, die wie eine Mauer standen. Schon lagen 10000 Engländer todt am Boden. Mit Besorgniß sprach Wellington: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!" Da endlich donnerten im Rücken des Feindes Kanonen. Es war 5 Uhr Nachmittags. „Gottlob," rief Wellington freudig, „es ist der alte Blücher!" — Er war es. Nur langsam hatte er vorwärts kommen können; der Boden war von dem unaufhörlichen Regen ganz durchnäßt; alle Augenblicke war das Geschütz stecken geblieben. Blücher feuerte seine Krieger an:

„Vorwärts! vorwärts, Kinder!“ „Es geht nicht mehr!“ riefen die ermatteten Soldaten. Da sprach Blücher in tiefer Bewegung: „Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl: Es geht nicht; aber es muß gehen. Ich habe es meinem Bruder Wellington versprochen. Ich habe es versprochen; hört ihr wohl? Ich soll doch mein Wort nicht brechen?“ — Und so ging es denn vorwärts. Gegen Abend war man auf dem Schlachtfelde. Die Trommeln der Preußen wirbelten; Hörner und Trompeten schmetterten lustig darein; und nun begannen die Kanonen zu spielen.

Bald erkannte Napoleon die Gefahr, die ihm drohte. Die Truppen, welche noch nicht im Kampfe gewesen waren, mußten den Preußen entgegenrücken. Zugleich befahl er einen Sturmangriff auf die englischen Linien. Seine alten, erprobten Krieger der Garde gingen vor. Sie hatten keinen andern Entschluß, als zu siegen oder zu sterben. Wie eine düstere Gewitterwolke sah sie Wellington herankommen. Aber seine wackern Krieger bebten nicht. Mit furchtbarem Feuer wurden die Franzosen empfangen. Diese aber achteten des Feuers nicht und schritten zum Sturm gegen die Höhen vor. Endlich traf Mann gegen Mann aufeinander; ein furchtbares Gemetzel entstand. Die Franzosen mußten weichen und wurden von den Höhen hinuntergestürzt. Die Garde, in Vierecken geschlossen, weicht zurück. Da kommt sie in das preußische Geschützfeuer und wird zugleich von der Reiterei umzingelt. Von allen Seiten rücken die Preußen in Sturmschritt vor. Furcht ergreift nun die Franzosen. „Rette sich, wer kann!“ heißt es, und die wilde Flucht beginnt.

Die Preußen, die noch ungeschwächt waren, übernahmen mit der Reiterei die Verfolgung. Die ganze Nacht hindurch wurden die Franzosen gejagt. Man ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Kaum entging Napoleon der Gefangenschaft. Sein Hut und Degen ward eine Beute der Sieger. — Sein Geschick war erfüllt. Napoleon lieferte sich selbst, da ihm die Flucht nach Amerika nicht gelang, den Engländern aus. Diese brachten ihn auf die einsame Felseninsel St. Helena im atlantischen Meere, wo er nach 5 Jahren, am 5. Mai 1821 starb.

Blücher.

Gebhard Lebrecht von Blücher wurde 1742 zu Rostock im Meklenburgischen geboren. Sein Vater war Soldat und der Sohn wurde auch Soldat. Schon im 14. Jahre war er Husar. Blücher war nämlich einmal auf der Insel Rügen bei seinem Oheim auf Besuch. Da sah er ein schwedisches Husarenregiment. Die Husaren gefielen ihm so sehr, daß er gleich Dienste nahm. Damals war der 7jährige Krieg eben ausgebrochen und Blücher zog mit gegen die Preußen. In einem Gefechte erhielt Blüchers Pferd einen Schuß, stürzte nieder, und der kleine Held wurde gefangen. Der preußische General hatte seine Freude an dem jungen gefangenen Husaren und merkte, daß etwas in ihm steckte. Er rieth ihm also, er solle Dienste bei den Preußen nehmen. Blücher that es. Nun machte er den 7jährigen Krieg bis zu Ende mit und brachte es endlich bis zum Rittmeister. Aber der Rittmeister Blücher konnte sich mit seinem General nicht vertragen. Dieser veranlaßte sogar, daß er bei einer Beförderung zurückgesetzt wurde. Das verdroß Blücher. Er schrieb an Friedrich den Großen, da ihn der General nicht hören wollte, einen Brief. Der war kurz und lautete so: „Der von Jägersfeld, der kein andres Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen, ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied.“ Friedrich antwortete auch recht kurz: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheeren!“ Blücher wurde jetzt Landwirth. Er pachtete sich ein Gut, wirthschaftete fleißig und brachte es dahin, daß er sich selber ein solches in Pommern kaufen konnte. Er genoß aber solche Liebe und Achtung, daß man ihn zum Landrath des Bezirks wählte.

Unterdessen war Friedrich der Große gestorben und Friedrich Wilhelm II. König geworden. Blücher wäre gern wieder Soldat gewesen, denn das stack ihm nun einmal in den Gliedern, aber es wollte sich gar nicht machen. Einmal aber hielt der neue König Musterung in Pommern. Da sah er unter den Zuschauern einen Reiter, der alle Uebungen mitmachte und zwar besser, als alle Offiziere; er ritt, daß es eine Art hatte. Der König fragte nach; und wer war es? — Blücher. Da ließ ihn der König fragen, ob er wieder als Offizier eintreten wolle. Blücher sagte: Ja. In den französi-

schen Revolutionskriegen that sich Blücher überall hervor und wurde bald General. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena zog Blücher kämpfend mit seinen Truppen nach Lübeck. Die Franzosen stürmten Lübeck, und Blücher, der am Fieber danieder lag, mußte sich ergeben. Er schrieb aber unter die Kapitulation, daß er sich nur deshalb ergebe, weil er weder Fourage, noch Brot, noch Futter mehr habe.

In den Jahren 1813, 14 und 15 war Blücher die Hauptperson gegen Napoleon; wenn die andern oft kleinmüthig wurden, Blücher war immer voran und voll Muth. Seine Siege an der Katzbach, bei Möckern, bei Leipzig, bei Laon, am Montmartre, bei Waterloo haben die Fremdherrschaft der Franzosen in Deutschland vernichtet. Der König von Preußen erhob ihn in den Fürstenstand.

Nach dem Kriege machte Blücher mit seinem Könige und dem Kaiser von Rußland eine Reise nach England. Diese Reise war ein wahrer Triumphzug. Die Engländer waren ganz närrisch und rissen ihm fast den Rock vom Leibe. Jeder wollte gern ein Andenken von ihm haben. Eine Schaar von Damen erbat sich Locken von seinem Haupthaar; da wies er seinen nur mit wenigen Haaren noch bewachsenen Scheitel und sagte: „Wenn ich jedem Kinde nur ein Haar gäbe, so müßte ich kahl von dannen gehen.“ Das Volk spannte die Pferde von seinem Wagen und zog ihn unter lautem Jubel durch die Stadt. Wo er sich nur blicken ließ, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Mehrmals sprach er zu seiner Umgebung: „Ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum Narren werde.“ Eine englische Universität ertheilte ihm sogar den Titel eines Doctors. Er aber scherzte, er könne diese Würde nur annehmen, wenn man Gneisenau wenigstens zum Apotheker mache; denn der drehe die Pillen, die er den Leuten eingebe.

Wahrhaft groß erscheint uns Blücher in seiner neidlosen Anerkennung des Verdienstes Anderer. Einmal überschüttete man ihn mit Lobreden dermaßen, daß er dessen zuletzt überdrüssig wurde und bescheiden ausrief: „Was ist es, das ihr rühmt? — Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“ Ein andermal gab er in einer Gesellschaft das Räthsel auf: „Wie einer seinen Kopf küssen könne?“ Als das Räthsel keiner zu lösen

wußte, nahm er den General Gneisenau beim Kopfe und küßte ihn. „Denn der," sprach er, „hat in seinem Kopfe alle die Pläne ausgeheckt, die meine Hand nur ausgeführt hat."

Die neue Zeit.

Nach dem Jahre 1815 gab Gott der Herr unserm deutschen Volke einen langen, dauernden Frieden. Die Bewegung, im welche der Krieg die Gemüther versetzt hatte, dauerte im Frieden fort und schuf eine ganz neue Zeit. Eine Menge Vorurtheile schwanden und eine Menge alter verderblicher Einrichtungen wurde abgethan. Der Erfindungsgeist wurde auf eine außerordentliche Weise angeregt. Wunderbare Entdeckungen machte man in der Erfindung der Gasbeleuchtung, der Lichtbilder, der Schnellpressen, der Schnellschreibekunst und der electrischen Telegraphen. Steinstraßen, Güterwagen, Schnellposten genügten nicht mehr, man schritt zu Eisenbahnen und Dampfschiffen fort. Tausende von Fabriken entstanden, und wozu die Welt sonst Jahrhunderte brauchte, das hat sie in Jahrzehnten geleistet.

Unter der harten Zuchtruthe Napoleons war auch das lange vergessene und verachtete Wort Gottes wieder zu Ehren gekommen. Es bildeten sich Vereine aller Art, das Wort Gottes nicht allein unter den Christen zu verbreiten und wirksam zu machen, sondern dasselbe auch den Heiden zu bringen. Aber neben diesen guten Erscheinungen hat es auch an manchen sehr bedenklichen nicht gefehlt. Nicht überall fand das Wort Gottes wieder Eingang; ja in eben dem Maße, als sein Licht kräftig aufleuchtete, regte sich auch die Finsterniß und setzte ihm den entschiedensten Widerspruch entgegen. Der Unglaube erhob neben den neuaufwachenden Glauben auf die frechste Weise sein Haupt. Ein alle göttliche und menschliche Ordnung verachtender Freiheitsschwindel erzeugte fast in allen Ländern Europas Empörungen. Frankreich machte auch hiebei wieder den Anfang. Im Jahre 1830 brach hier eine neue Revolution aus, durch welche der König Karl X. seinen Thron verlor, und der Herzog von Orleans, Louis Philipp, zum König erwählt wurde, der aber auf diesem gefahrvollen Thron sich nicht behaupten konnte, sondern im Jahre 1848 durch eine neue Revolution vertrieben wurde. Kurze Zeit war nun

Frankreich eine Republik, worauf der Neffe Napoleons, der die Zeitumstände geschickt zu benutzen wußte, sich zum Kaiser machte und das unruhige Volk mit eben soviel Klugheit als Entschlossenheit unter sein Joch beugte. Dem Beispiele Frankreichs war 1830 Belgien gefolgt, welches sich von Holland losriß, und nach vieler Unruhe einen eigenen König bekam. Zu gleicher Zeit erhob sich Polen gegen Rußland, aber nach einem mörderischen Kampfe mußte es seinen Widerstand aufgeben. Schon früher hatten sich die Griechen gegen das türkische Joch aufgelehnt, und nach langem, blutigem Kampfe gelang es ihnen, mit dem Beistande der christlichen Mächte dasselbe abzuschütteln. Sicherheit und Ruhe herrscht aber noch nicht in Griechenland. Lange schien es, als sollte Deutschland von diesem allgemeinen Empörungsgeiste verschont bleiben; aber nach mancherlei unbedeutenden Revolutionsspielen brach auch hier im März des Jahres 1848 der Sturm los. Eine Zeitlang hatten Rotten, die wohl schöne Reden von allgemeiner Freiheit und Gleichheit im Munde führten, aber keines Menschen Recht, Leben und Eigenthum achteten, die Herrschaft. In Preußen wurde mit Gottes Hülfe zuerst wieder ein gesetzlicher Zustand hergestellt, so daß mit preußischen Waffen die Aufstände in Sachsen, in Baden und in der Pfalz unterdrückt werden konnten. Oesterreich hatte einen langen blutigen Kampf mit Ungarn und Italien zu bestehen. Dann entbrannte ein mörderischer Krieg zwischen Rußland auf der einen, und Frankreich, England, Sardinien und der Türkei auf der andern Seite. Er wurde in der Krimm geführt, und nachdem Ströme von Blut geflossen und viele Tausende durch Seuchen hinweggerafft waren, endete er im Jahre 1856 mit der Einnahme und Zerstörung der russischen Festung Sebastopol. Nicht lange währte es, und Oesterreich gerieth in Krieg mit Sardinien und Frankreich. Die Oesterreicher verloren die Lombardei, und der König von Sardinien machte sich, bis auf einen Theil des Kirchenstaates, zum alleinigen Herrscher von Italien. Jahre lang hatten sich die Schleswiger und Holsteiner über die ungerechten Bedrückungen der Dänen beschwert. Da alle Vorstellungen der Deutschen bei den Dänen nichts fruchteten, so erklärten Preußen und Oesterreich den Dänen den Krieg, erstürmten die Dänischen Bollwerke und rissen durch einen ruhmvollen Friedensschluß die beiden Herzogthümer von Dänemark los. (1864.) Gleichzeitig wüthete

ein schrecklicher Bürgerkrieg in Nordamerika zwischen den Nord- und Südstaaten der Union. Der Krieg war ausgebrochen, weil die Südstaaten die Sclaverei der Schwarzen nicht aufgeben wollten. Lange war es zweifelhaft, wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würde; bis nach 4 Jahren des blutigsten Kriegs endlich der Süden unterlag, und auch in Nordamerika die Sclaverei abgeschafft ist.

Ueber unser Lippisches Vaterland hat Gott während dieser langen Zeit in Gnaden gewaltet. Die Schrecken des Krieges sind von unserm Lande fern geblieben. Ackerbau, Handel und Gewerbe haben sich gehoben. Führt auch noch keine Eisenbahn durch unser Land, so ist doch überall für gute Wege gesorgt. Wir erfreuen uns einer milden und gerechten Regierung, und viele löbliche und segensreiche Einrichtungen wurden in den letzten 50 Jahren getroffen, um das Wohl aller Schichten des Volkes zu fördern.

Durch den Friedensschluß mit Dänemark waren der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen gemeinschaftlich Besitzer der nordalbingischen Herzogthümer geworden. Da sie sich über diesen Besitz aber nicht verständigen konnten, so entstand ein neuer Krieg. Am 14. Juni 1866 beschloß die Majorität des Deutschen Bundestages in Frankfurt a. M., ihre Truppen gegen Preußen marschiren zu lassen, und damit war der deutsche Bund, die 50 jährige Verfassung des gesammten Deutschlands, gebrochen. Aber Preußen war vorbereitet. Schon am 16. Juni rückten seine Truppen in Hannover, Kurhessen und Sachsen ein, und acht Tage darauf überschritten drei preußische Heere zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten die österreichische Grenze und drangen in Böhmen ein. Zugleich wurde Oesterreich im Süden von den Italienern angegriffen, die mit Preußen sich verbündet hatten. So mußte es die eine Hälfte seiner Kriegsmacht gegen den Süden und die andere gegen den Norden wenden. Rasch drangen die Preußen, die Oesterreicher in mehreren Treffen schlagend, in Böhmen vor, wo es am 3. Juli bei Königgrätz zur Entscheidungsschlacht kam. Hier erfochten sie über das österreichische Heer, in welchem sich auch die Truppen des Königs von Sachsen befanden, einen vollständigen Sieg. Der greise König Wilhelm von Preußen nahm selbst an diesem ruhm-

reichen Tage Theil. Man kann diesen Krieg den siebentägigen nennen, und ist noch kein Krieg von solcher folgewichtigen Bedeutung in so kurzer Zeit beendigt worden. Die beiden Armeen, die sich gegenüber standen, waren ohngefähr von gleicher Stärke, jede etwa 250,000 Mann. An dem heißen Tage von Königgrätz donnerten mehr als 1000 Kanonen gegen einander, daß weithin die Erde davon bebte. Die Oesterreicher verloren 38,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, während die Preußen ihren Sieg mit 10,000 Todten und Verwundeten erkauften. Oesterreich verlor in diesem Kriege Venedig an Italien.

Zu gleicher Zeit kämpfte die preußische Mainarmee, zu welcher auch unser Lippisches Bataillon gestoßen war, gegen die Bundesarmee, welche aus Bayern, Würtembergern, Badensern, Hessen, Nassauern und Oesterreichern bestand. Auch in diesem Feldzuge war das Preußische Heer gegen das an Zahl stärkere des Bundes siegreich. Unsere Lipper, welche an mehreren Gefechten Theil nahmen, haben sich besonders in dem Treffen bei Kissingen ausgezeichnet, wo ihr tapferer Führer, der Major Rohdewald vor dem Feinde fiel.

„Einigung Deutschlands unter Preußens Führung" — das war schon lange der Wunsch vieler Deutschen. Hiezu ist durch die siegreiche Beendigung dieses Krieges mit dem Friedensschluß zu Prag der Anfang gemacht. Oesterreich ist aus Deutschland ausgeschieden; Preußen hat das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau, die freie Stadt Frankfurt a. M. und die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg seinem Staate einverleibt, und mit den deutschen Staaten nördlich des Mains den Norddeutschen Bund aufgerichtet. Die Bundesleitung wird von dem Könige von Preußen mit dem Bundesrath, welcher von den Vertretern der Fürsten gebildet wird, und einem aus direkten Wahlen hervorgehenden Reichstag geübt. Lippe wird in demselben durch einen Abgeordneten vertreten. Die Staaten südlich des Mains haben sich nicht angeschlossen. Aber ein gemeinsames Band zwischen ihnen und dem Norddeutschen Bund ist durch den Zollverein und durch militärische Schutz- und Trutzbündnisse hergestellt. Gebe Gott der Herr, daß ganz Deutschland unter Preußens Führung bald wieder geeinigt werde.

„Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein,
Und gieb uns ächten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut."

Werke des Friedens.

1. Die Bibelgesellschaften.

Die Anfänge großer Gotteswerke sind stets von geringen Keimen ausgegangen; aus dem kleinsten Kern wird ein Baum von mächtigem Wuchs, dessen Zweige und Aeste sich weithin erstrecken. Ein armer Landpfarrer aus der ärmsten Gegend Englands kam im Jahre 1804 zum Besuch nach London und bat bei dieser Gelegenheit einige christliche Freunde um eine Beisteuer, damit er für die dürftigsten Glieder seiner Gemeinde Bibeln kaufen könne. Den Freunden fiel es bei dieser Gelegenheit aufs Herz, daß noch so viele ihrer Mitmenschen ohne Bibel sein. Sie suchten zur Abhülfe dieses Mangels Unterstützung in weitern Kreisen und fanden sie auch. Auf diese Weise wurde die brittische Gesellschaft zur Verbreitung der Bibel gestiftet. Die Hauptthätigkeit dieser Gesellschaft ging und geht dahin, die heilige Schrift allen Völkern der Erde in allen Zungen und Sprachen wohlfeil in die Hände zu liefern. Am 7. Mai 1862 beging sie die Jubelfeier ihrer Stiftung. Sie hatte in dem genannten Zeitraume 41 Millionen Exemplare heiliger Schriften in 180 Sprachen verbreitet oder verbreiten helfen. Dazu hatte sie die Summe von 35 Millionen Thalern aufgebracht und verausgabt.

Woher aber kam diese Summe? Sie floß aus den Händen der Leute, die gern etwas von dem Ihrigen geben, damit das Wort Gottes denen, die es noch nicht zu schätzen wissen oder es nicht bezahlen können, recht wohlfeil oder umsonst gegeben werden möge. Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, Herrschaften und Dienstboten, Weiße und Farbige boten sich dabei die Hände. Gegenwärtig hat die brittische Gesellschaft ein ganzes Netz von Tochtergesellschaften über alle Theile der Erde ausgebreitet. Auch in Deutschland hat sie ihre Geschäftsführer und Bibelträger. Von ihnen kann

man eine Bibel, schön gebunden, oder ein Neues Testament oder die Psalmen für wenige Silbergroschen kaufen.

In Deutschland gibt es besondere Bibelgesellschaften, die nicht mit der in England in Verbindung stehen. Schon im Jahre 1712 gründete der Baron von Canstein mit August Hermann Franke im hallischen Waisenhause eine Bibelanstalt, um die heilige Schrift in billigen Ausgaben unter den deutschen evangelischen Christen zu verbreiten. Durch dieselbe sind bis jetzt schon gegen 5 Millionen Bibeln gedruckt. Jedes evangelische Land, auch unser Fürstenthum, hat seine eigne Bibelgesellschaft. Die Bibeln, mit denen arme Schulkinder und Confirmanden beschenkt werden, oder die arme Familien bei ihrem Pastor oder Lehrer für ein geringes kaufen, kommen aus diesen wohlthätigen Vereinen.

Die Bibel ist ein stiller Glaubensbote, der keine Speise und keinen Trank, kein Lager und keine Wohnung braucht, sondern nur eins verlangt, daß man ihn ansieht und ihm sein Herz schenkt. Wie viele Seelen dieser Himmelsbote für das Reich Gottes schon gewonnen hat, ist nicht zu berechnen. Die Wege, auf denen dies geschieht, sind oft gar wunderbar. „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!“

2. Die Mission.

Die Erde soll voll werden von der Erkenntniß des Herrn, wie mit Wasser des Meeres bedeckt. Aber noch bedeckt Finsterniß das Erdreich. Denn von den 1000 Millionen Menschen sitzen noch mehr als 600 Millionen in der Finsterniß des Heidenthums, fern von dem Testamente der Verheißung. Das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu soll aber in aller Welt verkündigt werden, denn der Befehl Christi fordert seine Diener auf: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Auf dieses Wort des Herrn gründet sich die Mission. Sie ist das Werk der Ausbreitung der christlichen Kirche durch die Glaubensboten oder Missionare, welche, von Gott aus allerlei Volk und Stand erwählt und mit Gaben des Leibes und der Seele ausgerüstet, zu den nichtchristlichen Völkern gehen,

um ihnen das Evangelium Jesu Christi zu bringen, und sie an seiner Statt zu bitten: Lasset euch versöhnen mit Gott! Das Werk der Mission wurde von den Aposteln begonnen, und sie haben zu allen Zeiten Nachfolger gehabt. Von der evangelischen Kirche gingen bald in und nach der Reformation einzelne Männer als Glaubensboten aus, deren erste Calvin von Genf aussandte. Aber erst in neuerer Zeit, besonders seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hat sich die Zahl derselben so gemehrt, daß jetzt die Gesammtheit der Arbeiter und Arbeiterinnen auf 1413 Missionsplätzen über 13000 beträgt, von denen etwa 2500 eigentliche Missionare sind. In Grönland und Labrador, umgeben von Eisbergen und ewigem Schnee, in den Sandwüsten Afrika's, bei den Sclaven in Westindien, bei den freien Indianern in Nordamerika, unter den Kaffern und Hottentotten in Südafrika, unter den menschenfressenden Neuseeländern, unter den Wilden auf den Südseeinseln, bei den Chinesen die ihr Land dem Evangelium haben öffnen müssen, bei den Hindu's, die mit ihrer Weisheit prahlen, arbeiten Missionare. Es ist kaum ein Land, wohin das Evangelium nicht gebracht, kaum eine Sprache, in welcher Christus nicht gepredigt würde. Fröhlich ziehen die Missionare aus, und verlassen Eltern, Geschwister, Freunde und Vaterland, und übernehmen die Beschwerden der Reise, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Gefahren und Verfolgung, ja selbst den Tod.

Um das Werk der Mission zu fördern, sind Missionsanstalten und Missionsvereine errichtet. Missionsanstalten sind Häuser, in denen diejenigen, welche Glaubensboten werden wollen, die nöthige Ausrüstung empfangen in Kenntniß der Völker, der Sprachen und der heiligen Schrift. Solche Anstalten sind für Deutschland in Basel, Barmen, Berlin, Hermannsburg und Leipzig. Missionsvereine sind Verbindungen von Christen, welche das Missionswerk durch Gebet und Gaben christlicher Liebe fördern. Sie sorgen dafür, daß Missionare ausgebildet, nach ihren Stationen befördert und mit dem Nöthigen versehen werden. Jeder Missionsverein sucht in seinem Kreise die Liebe für die Mission zu erwecken und zu vermehren. Zu diesem Zwecke werden auch größere und kleinere Missionsfeste gefeiert, wobei des Werkes der Mission gedacht, dafür gebetet und Liebesgaben gespendet werden.

In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts sind ungefähr eine halbe Million Heiden zu Christo bekehrt worden. Aber immer noch ist die Ernte groß, und der Arbeiter sind wenige. Darum sollen Alle, darum sollst auch du mitwirken, mitwirken durch Beten und Reden, durch Geben und Leben; durch Beten, daß der Herr der Ernte Arbeiter sende, durch Reden, um Allen zu bezeugen, daß sie sollen der Wahrheit Gehülfen werden; durch Geben, damit du deine Liebe bethätigest und selbst auch reicher werdest, denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb; durch Leben, damit du dein Licht leuchten lassest vor den Leuten, daß sie deine guten Werke sehen zum Preise Gottes und auch Lust gewinnen am Werke des Lichts.

Missionslied.

Eine Heerde und ein Hirt!
Wie wird dann dir sein, o Erde,
Wenn sein Tag erscheinen wird!
Freue dich, du kleine Heerde;
Mach dich auf, und werde Licht!
Jesus hält, was er verspricht.

Hüter, ist der Tag noch fern?
Schon ergrünt es auf den Weiden,
Und die Herrlichkeit des Herrn
Nahet dämmernd sich den Heiden;
Blinde Pilger flehn um Licht.
Jesus hält, was er verspricht.

Komm, o komm, getreuer Hirt,
Daß die Nacht zum Tage werde;
Ach, wie manches Schäflein irrt
Fern von dir und deiner Heerde.
Kleine Heerde, zage nicht:
Jesus hält, was er verspricht.

O des Tags der Herrlichkeit!
Jesus Christus, du die Sonne,
Und auf Erden weit und breit
Licht und Wahrheit, Fried und Wonne!
Mach dich auf! Es werde Licht!
Jesus hält, was er verspricht.

95 33 130